

Volkszeitung

Nr. 249. Die „Lodzer Volkszeitung“ erscheint täglich morgens. An den Sonntagen wird die reichhaltig illustrierte Beilage „Volk und Zeit“ beigegeben. **Abonnementspreis:** monatlich mit Zustellung ins Haus und durch die Post Zl. 4.20, wöchentlich Zl. 1.05; Ausland: monatlich Zl. 6.—, jährlich Zl. 72.—. Einzelnummer 20 Groschen, Sonntags 30 Groschen.

Schriftleitung und Geschäftsstelle:
Lodz, Petrikauer 109
Hof, links.
Tel. 36-90. Postkontokonto 63.508
Geschäftsstunden von 7 Uhr früh bis 7 Uhr abends.
Sprechstunden des Schriftleiters täglich von 1.30 bis 2.30.

Anzeigenpreise: Die siebengepaltene Millimeterzeile 12 Groschen, im Text die dreigeplatzene Millimeterzeile 40 Groschen. Stellengefüge 50 Prozent, Stellenangebote 25 Prozent Rabatt. Vereinsnotizen und Ankündigungen im Text für die Druckzeile 50 Groschen; falls diesbezügliche Anzeige aufgegeben — gratis. Für das Ausland 100 Prozent Zuschlag.

Vertreter in den Nachbarstädten zur Entgegennahme von Abonnements und Anzeigen: **Alexandrow:** W. Rösner, Parzejewka 16; **Bialystok:** B. Schwalbe, Stoleczna 43; **Konstantynow:** J. W. Modrow, Plac Wolnosci 38; **Ozorkow:** Amalie Richter, Neustadt 505; **Babianice:** Julius Walta, Sienkiewicza 8; **Lomazhow:** Richard Wagner, Bahnstraße 68; **Jdunsk-Wola:** Johann Mühl, Szadkowska 21; **Zgierz:** Eduard Stranz, Rynek Różnińskiego 13; **Zyrardow:** Otto Schmidt, Biellego 20.

Die Selbstverwaltungswahlen.

Die Wahlen, zu denen wir am 9. Oktober in Lodz schreiten, müssen das Interesse jedes Einwohners unserer Stadt hervorrufen. Besonders hat die deutsche Bevölkerung unserer Stadt allen Grund, vollzählig an die Wahlurne zu treten.

Die Inflationszeit hat die Bewohnerzahl unserer Stadt auf unnatürliche Weise vergrößert. Die Industrie fragte damals nicht danach, ob sie im Interesse der Stadt und der Einwohnerschaft ihre Tätigkeit dem Arbeitsmarkt anpassen oder ihn künstlich vergrößern soll. Die Betriebe arbeiteten drei Schichten und was hierzu an Menschenmaterial notwendig war, wurde vom Lande hereingeholt. Der Landarbeiter war billig. Seine bescheidenen Ansprüche machten ihn zum Lohndrücker. Und heute zählt die Stadt 30000 Arbeitslose, die eben diese Zahl von Arbeitern darstellen, die während der Inflationszeit vom Lande nach Lodz gebracht wurden, um die künstlich geschaffene Konjunktur zu erhalten.

Um die 30000 Personen ist die Zahl der Einwohner unserer Stadt gestiegen, also auch die Zahl der Wähler. Was nach der Stadt hereingekommen ist, war im allerkleinsten Prozentsatz deutsch. Gestiegen ist also in erster Linie die Zahl der polnischen Wähler. Diese Tatsache muß in Betracht gezogen werden, wenn wir heute von den Neuwahlen am 9. Oktober sprechen.

Das Kräfteverhältnis der deutschen Wähler hat sich verringert. Demnach auch die Möglichkeit der Erriingung von Mandaten. Dies muß jedem deutschen Werktätigen vor Augen führen, daß er diesmal die doppelte Pflicht hat, an der Urne zu erscheinen, um seine Stimme abzugeben und den Bestizand unseres Einflusses zu erhalten.

Die Eigenbrödelerei der deutschen Kapitalisten hat schon 1923 dazu geführt, daß diese Kreise eine eigene Liste gegen die Liste der deutschen Werktätigen, der D. S. A. P., aufgestellt haben. Den Bürgerlichen ging es damals nicht um völlige Fragen, sondern darum, im Kreise der polnischen und jüdischen Kapitalisten auch eine deutsche kapitalistische Vertretung zu haben. 2 Mandate errangen die Bürgerlichen 1923. Sie überzeugten sich davon, daß ihnen diese Mandate unnötig waren, denn völlige Interessen wollten sie nicht verteidigen, wirtschaftliche wurden von anderen Stadtverordneten verteidigt. Der Bestizand der Deutschen wurde um 3 Mandate geschmälert.

Heute wiederholt sich trotz der für die Deutschen zungunsten veränderten Verhältnisse dasselbe Bild. Die Mandatjagd ist wiederum bei den Bürgerlichen Trumpf. Fälschlicherweise schützen sie völlige Interessen vor, denn nur dadurch können sie Stimmten ködern. Sie hoffen auf die Unaufgklärtheit der deutschen Wählermassen und rechnen darauf, daß ihre Demagogie den deutschen Kapitalisten wieder die Sitze bringen wird.

In der deutschen Gesellschaft muß diese Gefahr erkannt werden. Offen muß diese Tatsache behandelt werden. Der Wähler muß seinen Freund und Nachbar auf die Gefahr aufmerksam machen. Er hat die Pflicht, vor Wahlenthaltung zu warnen sowie vor der Abgabe der Stimme auf eine Liste der „Deutschen Wahlvereinigung“, die eine Erbin der Bürgerlichen Partei ist und die im letzten Stadtrat bewiesen hat, daß sie keine

Die Senatssession einberufen.

Die Eröffnung der außerordentlichen Session des Senats auf den 22. djs. Mts. festgesetzt.

Gestern um 1.30 Uhr mittags überbrachte der Sekretär des Präses des Ministerrats nach der Senatskanzlei das Dekret über die Einberufung der außerordentlichen Session des Senats. Der Inhalt des Dekrets ist folgender:

„Auf Grund des Art. 37 der Verfassung berufe ich den Senat zu einer außerordentlichen Session nach der Landeshauptstadt Warschau mit dem 22. September 1927 ein.“

Spala, 9. 9. 1927.
Staatspräsident Moscicki
Präses des Ministerrats Bilubski.

Ueber den Termin der ersten Sejmigung ist immer noch nichts bekannt. Entschieden wird diese Frage erst werden nach einer Zusammenkunft der Führer der Sejmparteien, die Anfang nächster Woche vom Sejmarschall Rataj einberufen werden wird.

Senatsmarschall Trompczynski in Warschau.

Warschau, 10. September (Pat). Heute vormittag ist Senatsmarschall Trompczynski von seinem Erholungsurlaub nach Warschau zurückgekehrt.

deutsche Vertretung war. Sie war überhaupt keine Vertretung und nahm nur zwei Sitze ein, die den aufrichtigen Kämpfern für unsere Sache durch Betörung der Wähler abgeschwindelt wurden.

Die vier Wochen, die uns vom Wahltag trennen, müssen zum Nachdenken benutzt werden. Jeder Wähler muß den Tatsachen ins Auge schauen und dafür sorgen, daß die Vertretung des deutschen Volkes durch die Liste der D. S. A. P. wieder stark und imponierend sein wird.

Wir haben im Lodzer Stadtrat noch große Aufgaben zu erfüllen. L. K.

Ohne Heze können sie nicht leben.

Der Reallauer „N. Kurjer Codz.“, der zu den deutschfeindlichsten Blättern gehört, tricht seinen Lesern drei neue „Dokumente“ für die teutonische Uberschämtheit der Deutschen in Polen auf. Der „Kurjer“ bejammert, daß in Graudenz noch einige Museumsmodelkarten mit zweisprachigen Aufschriften entdeckt wurden. Wenn diese Karten nicht schnell vernichtet werden, laufe Polen Gefahr, von der „deutschen Invasion“ überschwemmt zu werden. Dann raust sich der „Kurjer“ seine vor Gift und Galle bereits bedenklich gelicheten Haare, weil am städtischen Kino in Biala und im Gebäud der Sparkasse noch einige deutsche Aufschriften von einem biedereren Patrioten entdeckt wurden. Schließlich bekommt der famose Deutschensprecher einen Erstickenanfall, weil in der polener Landesfeuerversicherung noch ganze drei Beamte beschäftigt sind, die angeblich zu Hause in u n b e w a c h t e n Momenten deutsch sprechen.

Der arme „Kurjer“ muß wirklich aufrichtig bedauert werden. Wie wünschen ihm, wenn er demnächst von nationalen Grundrollen einmal plagen sollte, daß dies wenigstens an einem nationalen „einwandfreien“ Ort geschieht.

Schließung der „Kattowitzer Zeitung“.

Polnischen Pressemeldungen zufolge ist die Untersuchung gegen einige Deutsche, die der Spionage zugunsten Deutschlands verdächtigt werden, bereits abgeschlossen. Die Akten sind am Sonnabend dem Staatsanwalt Malkowski zugestellt worden. Im Zu-

Zwei neue Dekrete.

Die Dekrete prasseln nur so auf uns nieder. Im letzten „Dziennik Ustaw“ werden wieder zwei veröffentlicht. Das eine handelt von der Evakuierung der Bevölkerung aus bedrohten Gebieten durch die Militärbehörden. Die Evakuierung ist im Mobilisierungsfalle auf Antrag des Kriegsministers vom Ministerrat zu beschließen. Das zweite Dekret betrifft die Haftung für Postsendungen und Telegramme. Danach wird für verlorengegangene Pakete der volle deklarierete Wert von der Postverwaltung gezahlt, ebenso für Wertbriefe und Einschreibebriefe.

Warum kriegen wir nichts?

25 Millionen Dollar für die Deutsche Bank.
Wie der Deutsche Handelsdienst meldet, hat die Deutsche Bank mit der Firma Dillon, Read und Co., Newyork, ein fünfjähriges Darlehen von 25 Millionen Dollar abgeschlossen, woaegen in Newyork 6 prozentige, am 1. September 1933 fällige Treuhändernoten emittiert worden. Der Betrag soll dazu dienen, an Stelle kurzfristiger Bankkredite mittleren Industrieunternehmen Betriebsmittel auf längere Zeit zur Verfügung zu stellen.

sammenhang mit dem Abschluß der Polizeiuntersuchung ist die „Kattowitzer Zeitung“ bis auf weiteres geschlossen worden. Als Grund für diese Maßnahme wird angegeben, daß die beiden Verhafteten, Lober und Guderemud, nur zum Schein im Dienste der „Kattowitzer Zeitung“ standen, während ihre tatsächliche Aufgabe in der Organisation des Spionagedienstes bestand.

Wie der Reallauer „N. K. C.“ wissen will, wird durch die Auslags eines der Verhafteten auch das deutsche Konsulat in Kattowiz belastet, das dem Verhafteten die Adressen der Spione zur Verfügung gestellt haben will.

Polizeipraktiken.

Wie der Berliner „Vorwärts“ zu den Deutschenverhaftungen in Kattowiz meldet, ist der deutsche Reichsangehörige Baumeister Guderemud durch ein fingiertes Telegramm von der polnischen Polizei aus Gleiwiz nach Kattowiz gelockt worden, um hier verhaftet zu werden.

47 Gehöfte ein Raub der Flammen.

4 Tote und mehrere Verwundete.
Vor kurzem kam es im Dorfe Kozlow, Kreis Malogoszcz, auf dem Anwesen des Wirtes Wiczorek durch einen Strohbuschel, mit dem man den Backofen auslegte, zu einem Brande. Von den Flammen, die die Wirtschaftsgebäude des Wiczorek ergriffen, wurden im Laufe von 20 Minuten 47 Wirtschaften in Brand gesetzt. Von einer Rettungsaktion konnte keine Rede sein, da die Mitglieder der Ortsfeuerwehr mit dem Raustragen des beweglichen Inventars beschäftigt waren. Zwei Bauern und ein siebenjähriges Kind wurden ein Opfer der Flammen. Drei Personen trugen tödliche Brandwunden davon. Durch den schrecklichen Brand wurde auch die Dorfkirche stark beschädigt. Als am nächsten Tage in einem Kirchengelände einige Dörfler sich zur Andacht versammelt hatten, stürzte plötzlich die Decke der Kirche ein und begrub in ihren Trümmern die Bäuerin Sophie Bonarek. Viele der Anwesenden wurden schwer und leichter verletzt.

Großfeuer in den Eisenbahnmagazinen von Krafau.

Gestern in der Nacht brach ein Großfeuer in den Eisenbahnmagazinen von Krafau aus. Das Feuer soll

in der Mitte der Lagerbauten, in der die Firma Continental ihre Magazine hatte, ausgebrochen sein. Das Feuer wüthete rasend. Von den Flammen wurden zwei große Papierlager der Firma Alexandrowitsch sowie eine Abteilung der Bahnkooperative ergriffen. Die Feuerwehr hatte bis zum frühen Morgen mit den Löscharbeiten zu tun. Die Hälfte des Lagerterrains (1700 Quadratmeter) wurde ein Raub der Flammen. Der Zufall wollte es, daß gerade die inländischen Ladungen verbrannten, während die ausländischen Lagerbestände unversehrt blieben. Gerettet wurde auch eine große Ladung von 25 Waggonen, die am Vortage eintraf. Unter dem Rettungsbestande befindet sich auch ein großer Vorrat von vor 5 Jahren in Wien konfisziertem bolschewistischen Propagandamaterial.

Zwei Friedensresolutionen in Genf.

Der holländische Antrag gestern eingebracht. Polens Antrag der Abrüstungskommission überwiesen.

Genf, 10. September (Pat). Vor Schluß der heutigen Nachmittagsitzung der Völkerbundsversammlung brachte der holländische Außenminister van Blootland den neubearbeiteten holländischen Antrag ein, der eine Untersuchung der Frage der Schiedsgerichtsbarkeit, die Sicherheit und Abrüstung betrifft. Von einer Wiederaufnahme der Untersuchungen über die Grundsätze des Genfer Protokolls ist in diesem Antrag nichts gesagt. Dieser Antrag wird auf der Völkerbundsversammlung Ende nächster Woche besprochen werden.

Hierauf wurde von der Völkerbundsversammlung der polnische Antrag der Abrüstungskommission der Völkerbundsversammlung überwiesen.

Zum Schluß wurde eine spezielle Untersuchungskommission gewählt, die sich wie folgt zusammensetzt: Adachi (Japan), Dlusky (Tschchoslowakei), Politis (Griechenland), Urrutia (Kolumbien) und Sir Edward Hilton Young (Großbritannien).

Briand und Chamberlain für Polens Antrag.

Genf, 10. September (Pat). In der heutigen Vormittagsitzung der Völkerbundsversammlung ergriff der französische Außenminister Briand das Wort zu einer großen Rede, die oft von stürmischem Beifall unterbrochen wurde. Die ganze Rede bildete einen einzigen Ausdruck der Friedensliebe. Im Gegensatz zu den Ansichten Politis und Scialojas erklärte der Redner, daß eine einstimmige Demonstration gegen den Krieg einen großen Einfluß auf die weitere Entwicklung der Dinge ausüben würde. In seinen weiteren Ausführungen berührte Briand die bisherige Tätigkeit des Völkerbundes, wobei er insbesondere an den Tag erinnerte, als er den Völkerbundsrat einberief und im Laufe von 48 Stunden den Ausbruch des griechisch-bulgarischen Krieges im Keime erstickte. Briand erklärte des Weiteren, daß der letzte Verlauf der Völkerbundsberatungen habe in ihm das bisher gehegte Vertrauen zu dieser Institution vertieft. Die Rede Stresemanns habe ihm die Sicherheit gegeben, daß die Schwierigkeiten, die sich einer Annäherung der beiden Völker in den Weg stellen könnten, in nächster Zeit beseitigt werden würden.

Briand erinnerte daran, daß in gewissen Momenten man in Genf der Meinung gewesen sei, die Vertreter der Großmächte versuchten durch ihre oft zusammenkünfte der Völkerbundsversammlung gewisse Direktiven aufzuwerfen. „Ich versichere Ihnen,“ sagte Briand, „daß wir keinen Augenblick vom Gedanken geleitet wurden, vom Grundsatze der allgemeinen Aktion des Völkerbundes abzuweichen.“

In Beantwortung der Ausführungen Politis sagte Briand, daß die Völker wohl geneigt sind, zu warten, jedoch aber nicht bis zur Unendlichkeit. In Verbindung mit dem Scheitern der Seeabrustungskonferenz erklärte Briand, daß nur die unter Mitarbeit aller Länder unternommenen Bemühungen zu einem günstigen Ergebnis führen werden. Den Angreifer zu bezeichnen, erscheint Minister Briand keine schwere Sache. Es scheint nämlich leicht, den herauszufinden, der weiterhin eine feindliche Aktion führen wird, wenn der Völkerbund die Aufhaltung der kriegerischen Tätigkeit anordnen wird. Schließlich zweifle ich daran, ob irgendein Land, das die Verpflichtung, zu Kriegsmassnahmen nicht zu greifen, auf sich genommen hat, sich in Kriegstrüben werfen wird, ohne eine Lebensfähigkeit zu sichern. Und hierin liegt das moralische Hemmnis.

Genf, 10. September (Pat). Auch der englische Außenminister Chamberlain hielt gestern nachmittag in der Völkerbundsversammlung eine längere Rede. Chamberlain beglückwünschte die Minister Stresemann und Briand zu ihren Erklärungen. Redner sagte weiter, daß er den polnischen Vorschlag unterstütze, da derselbe unzweifelhaft zur Festigung des Friedenswertes beitragen werde.

Rußland und der Edinburger Beschluß.

Die Edinburger Beschlüsse des Generalrats der britischen Gewerkschaften finden in der Sowjetpresse ein lebhaftes Echo. Sie werden für eine direkte Fortsetzung der Diehard-Politik gegen die Sowjetunion gehalten. Der Abbruch der diplomatischen und das Aufhören der gewerkschaftlichen Beziehungen seien nur zwei Paragraphen des gleichen Dokumentes, meint die „Prawda“.

An alle Mitglieder der D. S. M. W. in Lodz!

Heute, Sonntag, den 11. d. M., um 9.30 Uhr vormittags, findet im Saale des Fabrikmeisterverbandes, Panska 74/76, eine außerordentliche

Mitgliederversammlung

aller 3 Lodzger Ortsgruppen statt. Auf der Tagesordnung steht die Besprechung der Stadtratwahlen und die Aufstellung der Kandidatenliste. Den Parteimitgliedern der 3 Lodzger Ortsgruppen ist der Eintritt nur gegen Vorweisung der Mitgliedskarte gestattet.

Die Exekutive des Bezirksrates.

Es wäre aber dumm, zu glauben, fährt das Blatt fort, daß die Mehrheit für den Edinburger Beschluß auch die Mehrheit der britischen Gewerkschaftsmitglieder darstelle. Man prophezeit der Führung des Generalrats eine gewaltige innere Opposition. Daß die Vertreter der Bergarbeiter sich nur der Stimme enthielten, ohne direkt gegen den Abbruch zu stimmen, erklärt die „Prawda“ damit, daß die Bergarbeiter nicht gut den Generalrat brüskieren konnten, der ihnen während des Streiks mit Geld geholfen hat.

Revolte in Litauen.

Kowno, 10. September (Pat). Die litauische Telegraphenagentur berichtet, daß gestern früh um 4 Uhr in der Kreisstadt Lanrogen Kommunisten einen Umsturz versucht haben. Dank dem energischen Vorgehen der Behörden wurde die Ordnung wieder hergestellt.

Kowno, 10. September (ATG). Das offizielle Kommuniqué stellt den Verlauf der Revolte wie folgt dar: Gegen 4 Uhr früh drang eine aus gegen 60 Mann bestehende Abteilung unter Anführung des Reservekapitän Majus in die Gebäude der Stadtverwaltung und der Polizeikommandatur von Lanrogen ein und besetzte dieselben. Alle angetroffenen Polizeibeamten wurden entwaffnet. Majus erklärte hierbei, daß er die Macht an sich reißen werde. Den Aufständischen schlossen sich nach dem Kommuniqué verschiedene Elemente an, so auch die Kriminalverbrecher, die angeblich aus dem Gefängnis in die Freiheit gelassen wurden. Im Verlaufe von 12 Stunden war die Stadt in der Hand der Aufständischen. Alle staatlichen Institutionen, wie auch die Post und das Telegraphenamt wurden von ihnen besetzt. Den Aufständischen fielen 600 tausend Litew und 3000 Dollar in die Hände. Die erste Nachricht vom Umsturz kam nach Memel um 5 Uhr nachmittags. Von Memel aus wurde sofort eine Militärabteilung nach Lanrogen entsandt. Beim Zusammenstoß mit den Aufständischen wurde eine Person getötet und viele verletzt. Einem Teil der Aufständischen gelang es, sich in dem nahen Waldchen zu verbergen, während andere über die deutsche Grenze geflüchtet sind.

Kowno, 10. September (ATG). Außer Majus stand an der Spitze der Aufstandsbewegung der ehemalige sozialdemokratische Abgeordnete Mikulski, der leztens Gymnasiallehrer in Lanrogen war. Mikulski wurde während des Kampfes mit dem Militär schwer verwundet.

Kowno, 10. September (ATG). Wie die Blätter berichten, war gleichzeitig mit dem Umsturz in Lanrogen ein Putsch in der Stadt Orita vorbereitet. An der Spitze stand der ehemalige Abgeordnete Plenkantys. Es gelang jedoch, den Putsch rechtzeitig zu vereiteln. 20 Personen wurden verhaftet. Plenkantys ist geflüchtet.

Litauische sozialdemokratische Abgeordnete suchen Schutz bei den polnischen Behörden.

Wilna, 10. September (Pat). Gestern überschritten die polnisch-litauische Grenze die Abgeordneten des litauischen Sejm Jozas Poplaskas und Jozas Riedys, beide der sozialdemokratischen Fraktion angehörend. Sie flüchteten auf polnisches Territorium in Befürchtung vor Repression seitens der litauischen Regierung. Beide Abgeordneten ersuchten die polnischen Behörden um Schutz, was ihnen auch gewährt wurde.

Sunyatzens Witwe gegen die Verräter an der chinesischen Revolution.

Moskau, 10. Sept. Die vor einigen Tagen hier eingetroffene Witwe Sunyatzens, Sunteiling, veröffentlicht in der Moskauer Presse eine Erklärung, worin sie schreibt: „Mit meiner Reise erfülle ich einen der sehnlichsten Wünsche Sunyatzens, der mich vor seinem Tode gebeten hat, an seiner Stelle Moskau zu besuchen. Der zweite wichtige Zweck meiner Reise ist die Aufklärung der öffentlichen Welt darüber, daß die Männer, die jetzt im Jangtsekiangtal herrschen und sich Vertreter des nationalen Chinas nennen, die Einstellung und die Empfindungen der revolutionären Kuomintang nicht zum Ausdruck bringen und nicht berechtigt sind, im Namen der chinesischen Massen zu sprechen.“

Ein Arbeiterhaushalt ohne „Lodzger Volkszeitung“, der wäre ohne Licht und Wärme!

Tagesneuigkeiten.

Eltern, besinnt Euch!
J. Bloch.

Schulbeginn! Da kommt wieder eine große Schar siebenjähriger Buben und Mädels an die Reihe, um eingeschult zu werden. Froh und mit vor freudiger Erwartung leuchtenden Augen erscheinen am ersten Schultage die meisten Kinder in der Schule. Aber, es kommen auch, ach, so viele, weinend und sich sträubend angerückt, meist an der Hand der Mutter oder älterer Geschwister. Der Lehrer hat Mühe, sie in der Klasse zurückzuhalten, immer wieder versuchen sie zu entlaufen. Und der Grund? Sie fürchten sich vor dem Lehrer, die Schule flößt ihnen Angst ein. Die Schule! Wie vielen ist sie heut noch ein Symbol des Schreckens! Wie vor hundert Jahren. Der bebrillte Lehrer mit einem mächtigen Stock in der Hand, mit abgemessenen Schritten durch das Klassenzimmer schreitend, ein Tyrann, der für die Seelen der ihm anvertrauten Kinder kein Verständnis besitzt. Nicht weiß, was Lachen ist und frohes Spiel. Dessen ganze Kunst im Prügeln besteht. Und vor dem die kleinen Wesen zittern. Nicht wahr, so oder doch ähnlich habt ihr euren Kindern die Schule und den Lehrer geschildert? Bei jedem Vorgehen des Kindes sagt ihr wohl: warte, bald kommst in die Schule, in die Hände des Lehrers, der wird dir deine Unarten — ausprägen. O nein, diesen Gesellen tut euch der heutige Lehrer nicht. Ihr irrt, wenn ihr glaubt, seine ganze Erziehungskunst konzentrierte sich im Stock! Solche Lehrer gibt es heute nimmer. Und fände sich dennoch einer, so würden ihn die Amtsgenossen in Acht und Bann erklären. Nein! Heute will die Schule kein Ort des Schreckens sein, keine Straf- noch Besserungsanstalt, sondern eine Stätte des gegenseitigen Vertrauens, der Freude. Der Lehrer nicht Tyrann, welcher willkürlich herrscht, aber liebevoller Leiter und Führer. Kein Kasernenton, sondern Achtung vor dem Kinde. Denn er sieht im Kinde schon den Menschen. Euer Lehrer modert im Altertums-museum, der heutige aber wirkt und baut an einer besseren Zukunft der Menschheit! Unterlaßt es deshalb im Hinblick auf das Wohl eurer Kinder, die Schule als Nebel und Strafe hinzustellen, erfüllt die Seelen der Kinder nicht mit Mißtrauen gegenüber der Stätte, die sie für das Leben vorbereitet werden. Eure Kinder werden euch einst dafür danken!

Vom Arbeitsvermittlungsamt. Im Bereiche des Lodzger staatlichen Arbeitsvermittlungsamtes waren am 10. September 23915 Arbeitslose registriert, davon kamen auf Lodz 17940, Pabianice 1679, Zbunsla-Wola 417, Zgierz 1992, Tomaszow 1444, Konstantynow 172, Alexandrow 189, Ruda-Pabianicka 82. In der vergangenen Woche erhielten 8391 Arbeitslose Unterhaltungen. In derselben Zeit verloren 246 Arbeiter ihre Beschäftigung, während 1446 angestellt wurden. Das Amt verfügt über 79 freie Stellen für Arbeiter verschiedener Berufe.

Um die Forderungen der Angestellten der gemeinnützigen Anstalten. Gestern fand eine Delegiertenversammlung der Lodzger Abteilung des Angestelltenverbandes der gemeinnützigen Anstalten statt, auf der verschiedene Fragen besprochen wurden, die mit der wirtschaftlichen Aktion in allen Institutionen zusammenhängen. Hinsichtlich der städtischen Arbeiter wurde beschlossen, die Forderung auf Gehaltserhöhung aufrecht zu erhalten. Da aber der Magistrat kategorisch eine Erhöhung abgeschlagen hat, soll am Montag eine Zwischengremienkonferenz stattfinden, auf der die weiteren Schritte und selbst ein Streik besprochen werden soll. Ferner wurde beschlossen, Schritte wegen des 13. Gehalts für die städtischen Angestellten zu unternehmen, das vom Stadtrat beschlossen wurde. Diese Angelegenheit hat das Ministerium beanstandet, indem es das Fehlen entsprechender Mittel angab. Es wurde beschlossen, am Montag eine Delegation zum Wojewoden zu senden und auch diese Frage anzuschneiden. Hinsichtlich der Gasanstaltsarbeiter wurde beschlossen, sich auf den Vorschlag der Verwaltung zu einigen, jedoch mit der Bedingung, daß keiner der Arbeiter entlassen wird. Zum Schluß wurde die Angelegenheit der Elektrizitätsarbeiter besprochen, denen die Verwaltung seinerzeit versprochen hatte, eine Gehaltserhöhung zukommen zu lassen. Da diese Unterstützung bisher nicht ausgezahlt wurde, soll in der kommenden Woche eine Versammlung der Arbeiter abgehalten werden, auf der die weiteren Schritte besprochen werden sollen. (1)

1. Sont
Die
Eröffnu
Die
abende im
genommen
Berein, d
erste Bill
programm
Erü
Lurze An
ersten Bo
das Wort
war: „D
In müßte
behandelt,
verfolgt u
das Bild
städtische
war es, d
Die Leben
Beziehung
führungen
aus, daß
paganda
Bereinsvo
halben Ja
Das Wort
blieb den
danke ber
tungen ha
inne, die
Beweis de
Stadteinne
den Stadt
wurden.
anderen
Stadtbewo
Selbstverw
tionsbehö
wiltungen.
tliche W
Wahlgeset
gewählt, u
50 Randa
anwendend
arbeiten al
man erst
Die Feuer
der Revol
Wahlordn
geiz, das
kräftigen
21 Jahre
Wahlrecht
Stadt, in
Wahlberec
ergibt Lod
kleinste Z
städte ist
flens eine

Die städtischen Selbstverwaltungen in Kongresspolen.

Eröffnung der Vortragsreisen im Comissverein.

Die bereits zur Tradition gewordenen Vortragsabende im Comissverein haben wieder ihren Anfang genommen. Es ist dies ein großes Plus für den Verein, daß dieser gerade durch seine Vortragsreihen erste Bildungsarbeit liefert. Auch das neue Vortragsprogramm beweist diese Tatsache.

Eröffnet wurde die neue Vortragsreise durch eine kurze Ansprache des Herrn Präses Weiß, worauf zum ersten Vortrage der neuen Saison Herr Stv. L. Kuf das Wort ergriff. Das Thema seiner Ausführungen war: „Die städtischen Selbstverwaltungen in Polen.“ In musterwürdiger Weise hat der Redner die Frage behandelt, die mit größtem Interesse von den Hörern verfolgt wurde. In klaren Farben zeichnete Redner das Bild des Verfalls und der Entstehung der städtischen Selbstverwaltungen. Nicht graue Theorie war es, die das Interesse der Zuhörer bannte. Nein! Die Lebensfrische seiner reichen Erfahrungen in dieser Beziehung war Zugkraft für die Hörer. Seinen Ausführungen schied der Vortragende die Erklärung voraus, daß der Vortrag nicht zum Zweck einer Wahlpropaganda gehalten werde und daß es Bestimmung des Vereinsvorstandes wäre, daß der bereits vor einem halben Jahre angekündigte Vortrag erst jetzt stattfindet. Das Vortragsthema ist folgendes: Bis zum Jahre 1914 blieb den Städten des russischen Teilgebietes der Gedanke der Selbstverwaltung fremd. Die Stadtverwaltungen hatten von der Regierung ernannte Beamten inne, die interesselos die Stadtgeschäfte leiteten. Zum Beweis dafür die Tatsache, daß man fast die Hälfte der Stadteinahmen der Regierung überwies, wofür dann den Stadtpräsidenten die Orden an die Brust gehängt wurden. Ganz anders der Tatbestand in den beiden anderen Teilgebieten. Hier durfte sich das Auge der Stadtbewohner an den segnenden Früchten städtischer Selbstverwaltungen ergötzen. Erst die Zeit der Okkupationsbehörden brachte uns den Gedanken der Selbstverwaltungen. Den Anfang dazu bildete die antidemokratische Wahlordnung vom Jahre 1916. Gemäß dieses Wahlgesezes wurde in 6 Kurien zu 10 Stadtverordneten gewählt, wobei der Arbeiter in der letzten Kurie steckte. 50 Mandate waren von vornherein für die Gegner des arbeitenden Volkes bestimmt. Angestellte und Arbeiter konnten also nur 10 Mandate erringen. 25jährig war man erst wahlberechtigt. Der Wohnort betrug 2 Jahre. Die Frauen hatten überhaupt kein Wahlrecht. Erst nach der Revolution im Jahre 1918 erhielten wir eine neue Wahlordnung in Form eines Dekrets. Dieses Wahlgesez, das auch noch heute verpöblicht, atmet rein demokratischen Geist. Laut diesem Gesez ist man schon von 21 Jahren wahlberechtigt. Auch genügen für das Wahlrecht schon 6 Monate ständigen Aufenthalts in der Stadt, in der man wählt. Die Frauen haben auch die Wahlberechtigung. Dieser Wahlordnung entsprechend erhält Lodz 75, Warschau 120 Stadtverordnete. Die kleinste Zahl der Stadtverordneten für die Provinzstädte ist 24. Allmonatlich muß der Stadtrat wenigstens eine Sitzung abhalten. Der Stadtrat ist die be-

schließende, der Magistrat dagegen die ausführende Instanz. Der Magistrat besteht aus 11 Personen. Und zwar: einem Stadtpräsidenten, 2 Vizestadtpräsidenten und 8 Schöffen. Jeder Schöffe ist Leiter einer eigenen Abteilung. Das Stadtbudget beläuft sich auf eine Summe von 24 Millionen Zloty. Gegenwärtig weist die Stadt Lodz folgende Resultate der Selbstverwaltung auf: Die Stadt besitzt 760 Betten in eigenen Krankenhäusern. Früher gab es nur 30, die aber nur für ansteckende Krankheiten bestimmt waren. Ferner hat die Stadt eine eigene Unfallbereitschaft, eigene Ambulatorien, Badeanstalten (1000 Bäder täglich), 3 Nachtschle und ein Greisenheim.

Durch den eingeführten Schulzwang hat sich das Schulwesen wesentlich gebessert. Wir haben heute 163 Volksschulen, in denen nicht ganz 56000 Kinder unterrichtet werden, während 1914 46000 schulpflichtige Kinder nichts von Schularbeit wußten.

Den mit Beifall aufgenommenen Ausführungen gliederte sich eine lebhaft Diskussions an. Die an Stv. Kuf gerichteten Fragen über die Stadtwirtschaft wurden klar beantwortet.

Im Oktober wird Stv. Kuf über das Krankenwesen einen Vortrag halten.

Vor der Auflösung des Rattowitzer Stadtrats.

Der Rattowitzer Stadtrat besteht aus 60 Mitgliedern, davon gehören 19 zu polnischen Parteien, so daß die Deutschen die Mehrheit bilden. In der letzten Stadtsitzung, die unter dem Vorsitz des deutschen Sejmabgeordneten Janowski stattfand, kam es zu ersten Auseinandersetzungen in der Schulfrage. Der Magistrat hatte vor einiger Zeit den Antrag auf Nichteröffnung der untersten Klassen in den Mittelschulen eingebracht. Dieser Antrag wurde jedoch von der deutschen Stadtratsmehrheit abgelehnt. Der Magistrat glaubte die Frage damit aus der Welt zu schaffen, wenn er bei jeder Schule nur eine Klasse eröffne. Die Anmeldungen der Kinder reichten aber aus, um bei jeder Schule noch mindestens 2 Parallelklassen zu füllen. Die deutsche Fraktion hatte nun den Antrag eingebracht, daß der Magistrat soviel Klassen errichte, als die Anmeldungen vorliegen. 200 polnische Kinder warten ebenso auf die Aufnahme wie über 150 deutsche Kinder, aber die polnischen Parteien erklärten sich mit wichtigen Gründen für Ablehnung des Antrages. Als daraufhin von der deutschen Fraktion namentliche Abstimmung über den Antrag verlangt wurde, um auch der polnischen Elternschaft zu zeigen, welche Stadtverordneten ihre Interessen vertreten, verließen die polnischen Stadtverordneten unter Schmährufen den Saal, wobei sich besonders Pfarrer Szczygalla aus Bogutshütz und Wojewodschaftsrat Pzybylla hervortaten.

Da die Deutschen weitertagten, erschien ein Vertreter der polnischen Parteien, der erklärte, daß die Polen den deutschen Antrag als eine Provokation ansehen und daher weder an dieser noch an weiteren Sitzungen der Stadtverordnetenversammlung teilnehmen würden.

Man braucht kein Pessimist zu sein, um vorauszu- sehen, daß damit die Lage der unter soviel Mühen zu- standegebrauchten arbeitsfähigen Stadtverordnetenver- sammlung gezählt sind. Oder sollte jemand noch glauben, daß die deutschen Stadtverordneten allein weiter arbeiten dürfen? Es besteht aber kein Zweifel, daß der Woge- wode den polnischen Parteien den Gefallen tun wird und die Stadtverordnetenversammlung auflöst, wenn auch dieser Schritt vielleicht zu übereilt und unde- bacht wäre.

Städtisches Theater.

Die neue Saison.

„Steuern Sie wohnen Sie wollen, mir aber geben Sie auf Benzin und Weggeld.“ Mit diesen Worten hat Direktor Gorkzynski seine Rede geschlossen. Die versammelten Pressevertreter, Theaterpersonal und Stadt- honoratoren klatschten Beifall. Der Beifall war ehrlich, denn die Rede des Direktors des städtischen Theaters war sachlich, sachmännlich, kritisch und entbehrte der idealistischen Floskeln, die nichts kosten und nichts geben. Die Versammlung selbst galt als offizielle Eröff- nung der neuen Theaterreise, war schlicht und brachte den Nächstinteressierten die Orientierung für die in Aussicht genommene Wirksamkeit des Theaters.

Wenn nun die Direktion die Steuerung in die Hände des Publikums legt, so ist dies so zu verstehen, daß die Theaterbesucher das Schicksal des Theaters selbst in Händen haben und je nachdem sie es unterstützen und beeinflussen, werden sie sich einer guten oder schlech- ten Saison erfreuen. Das Publikum hat stets ein Theater, wie es dies verdient. Im Zusammenhang mit obigem prägte Herr Gorkzynski den harten, aber nicht unwahren Satz, daß Polen eigentlich gar kein Theater verdiene. Er wies darauf hin, daß die Theater, vor allem in Deutschland, ein gesichertes Publikum besitzen, indem Theatervereine und andere Vereinigungen eine beträchtliche Anzahl von Abenden abnehmen und so das Risiko des Theaters stark herabmindern. Er wies auch auf den ersten Versuch bei uns hin, indem zwi- schen den Arbeiterverbänden und der Direktion, unter hervorragender Anteilnahme des Abgeordneten Zerbe, eine Abmachung getroffen wurde, nach welcher wöchent- lich einmal eine Arbeitervorstellung bei ganz geringen Preisen stattfinden soll. Es ist das nicht nur ein guter Weg den Vermissen den Besuch des Theaters zu er- möglichen, sondern der beste Weg, ein Theaterpublikum zu erziehen.

Es soll an dieser Stelle gesagt werden, daß Lodz für das Schauspiel nur ein kleines Publikum besitzt. Es war das früher nicht besser. Man denke nur zurück an die Zeit der Direktoren Grubinski oder Gawalewicz. In den letzten Jahren war das Theater überdies noch belästigt durch den ungünstigen Einfluß einer natio- nalistischen Stadtverwaltung, die weniger das National-Kulturelle als das Nationalistische för- derte, Stücke mit freierer Tendenz so gut wie ganz ausmerzte und der fremden, besonders der deut- schen Literatur abhold, die Zahl der Theaterbesucher minderte. Es soll durchaus nicht verhehlt werden, daß in weiten nichtpolnischen Kreisen ein gewisser Antago-

MOTTKE DER DIEB ROMAN VON SCHALOM ASCH

Wie der Vater die Mutter heiratete. Sein Vater, der „Blinde Leib“, heiratete seine Mutter, die „rote Slatke“ auf folgende Weise. Der „Blinde Leib“ war ein Bursche, dessen Name im ganzen Städtchen einen Klang hatte. Er arbeitete bei dem Schneider Selit. Ein Meister war er, der Leib, wie es seinen Er war imstande, ein Paar Stiefel herzustellen, die „doppelt genäht“ waren. Das heißt: er legte eine Sohle über die andere, so daß sie Stufen bildeten, wie bei einer Treppe, und benähte einen Teil dieser Stufen gelb und den anderen schwarz. Das war seine Mode, die er selbst erfunden hatte, und als er in den ersten Ostertagen in solchen Stiefeln auf die Straße hinausging, ließen die Menschen herbei, um über das Wunder zu staunen. Alle waren vor Reiz förmlich krank, und jeder wollte ausgerechnet solche Stiefel haben: „doppelt genäht“, eine Reihe gelb und eine Reihe schwarz. Aber niemand war imstande, sie dem Leib nachzumachen. Und er selbst weigerte sich hartnäckig, sie für jemand zu nähen, auch wenn man ihm goldene Berge versprach. „Das habe ich für mich allein gemacht und kein Mensch darf außer mir solche Stiefel tragen.“ Aber was hatte das alles zu sagen, solange er ein „Taubenfänger“ war und nicht arbeiten wollte. Mitten in der besten Zeit, zum Beispiel zu Ostern oder vor dem Laubhüttenfest, wenn die Arbeit förmlich unter den Händen brannte, genügte es, daß Leib unter dem Fenster ein Pfeifen vernahm — und er steckte schon seinen Kopf auf die Straße hinaus. Sah er dann, daß der russische Väder seine Tauben fliegen ließ, warf er die Arbeit beiseite, stieg einen Augenblick später flatternd herab und schaute auf den Städtchens, trieb, mit einem Stock bewaffnet, seine Tauben an und sah zu, wie sie in den Himmel flogen, der Meister etwas zu sagen, dann warf ihm Leib den Stiefel an dem er gerade arbeitete, ins Gesicht, legte kurzzerhand die Schürze ab und war im nächsten Augenblick verschwunden. Noch nie hatte er auf einer und derselben Stelle länger als ein halbes Jahr ausgehalten, und einmal geschah es sogar, daß er seinen Brotverdiener verprügelte. Da beschloß die

Schulterinnung, den Leib nicht mehr im Fach zu beschäftigen. Aber es war kaum eine Woche vergangen und der Leib arbeitete schon wieder beim „selben Selit“. „Was ist da zu tun?“ verteidigte sich der gelbe Selit vor der Innung. „Der Bursche ist nun einmal doch der beste Handwerker der Stadt! Und hat man einmal ein besseres Stückchen Arbeit, so kann sie niemand so gut machen wie Leib. Wenn er will, formt er einem so ein Paar Stiefelchen, daß man sie nur nach Warschau schicken und im Schaufenster ausstellen müßte! Hier, seht mal her, dieses Stiefelchen tanzt geradezu von selbst!“ fügte er hinzu und fuhr sich vor Vergnügen mit der Zunge über die Lippen, was er immer tat, wenn er von Leibs Fertigkeit sprach; denn er war ein Kenner seines Fachs. Und gerade zu jener Zeit geschah es, daß Leib der Bräutigam der roten Slatke wurde. Schon längst ging er mit ihr aus, und jeden Samstag traf man die beiden auf dem Wege der Vorstadtgärten, wo sie bis spät in die Nacht hinein lustwandelten. Die rote Slatke konnte Leibs wegen keine Stellung bekommen, denn wenn es ihm einfiel, kam er mitten am hellen Tage zu seiner Braut, holte sie einfach ab und verschwand mit ihr bis zum Abend in den Gärten. In der Küche ließ währenddessen die Milch über, das Geschirr blieb ungewaschen, das Mittagessen ungedocht, und die Hausfrau wollte vor Wutger aus der Haut fahren. „Was sich so ein Dienstmädchen erlaubt!“ Und wenn dann die rote Slatke zurückkam, fand sie ihre Küche bereits im Klir und es hieß: „Such' dir eine andere Stellung!“ Außerdem erzählte man sich in dem Städtchen noch, daß die rote Slatke aus der Küche die besten Bissen wegstahl und sie ihrem Liebsten brachte. Und in der Tat fand man mitunter unter ihrem Kissen, eingewickelt in Papier, entweder ein frisch gebratenes Rindchen oder ein Stück Fisch oder die besten Brötchen. Aber niemand in der Stadt glaubte, daß Leib die Slatke heiraten würde. Mehr als eine Hausfrau prophezeite ihr, daß der Bursche sie mit einem „Päckchen“ fassen lassen würde und alle Familienväter sahen klar, daß Leib eine Witwe unglücklich machte (die rote Slatke hatte nämlich weder Vater noch Mutter). Aber niemand vermochte Abhilfe zu schaffen; denn wer sollte sein Leben aufs Spiel setzen und dem Burschen etwas sagen? Leib aber beschloß im stillen: „Wenn die Leute in der Stadt von mir so schlecht denken und annehmen, daß ich sie unglücklich machen werde, dann will ich ihnen zeigen, was ich kann!“ Und eines Abends nach dem Sabbat ging er zum Rabbiner und er- klärte: „Rabbi! Ich will bei Ihnen einen feierlichen Schwur ablegen, daß ich die Slatke heiraten werde, sobald ich mich vom Militär frei mache.“ Der Rabbiner erwiderte:

„Was nützt mir dein feierlicher Schwur? Weißt du, was es zu bedeuten hat, wenn ein Jude einen feierlichen Schwur ablegt? Wie, wenn du ihn nicht halten solltest?“ Nun schwur ihm Leib beim Grabe seines Vaters und bei seiner kranken Mutter. Da schenkte man ihm Glauben. Der Rabbiner ließ den Schlichter Bericht kommen, der ein Onkel der Witwe war. Und Samstagabend wurde im Hause des Bericht die Verlobung gefeiert und der Rabbiner selbst war unter den erkrankten Gästen. Am nächsten Sonnabend, als Leib mit seiner Braut zum Spaziergang auf der Straße erschien — damals hatte er neue Stiefel für sich und ein Paar Schuhe für seine Braut gemacht, die noch verzwickter ausliefen als die alten und drei Stufen aufwiesen: eine rote, eine schwarze und eine gelbe — da hatte schon kein Mensch etwas gegen ihn vorzubringen. Im Gegenteil: die Einwohner des Städtchens grüßten das Paar freundlich, wie angesehene Bürger, und einer sagte zum andern: „Seht ihr? Mag er sein wie er will, aber ein ehrenhafter Bursche ist er doch: er heiratet die Witwe!“ Indessen, es vergingen kaum vier Wochen, und Leib hatte schon seinen Schwur gebrochen, den er dem Rabbiner „beim Grabe seines Vaters und bei seiner kranken Mutter“ ge- leistet hatte. Er begann sich gar oft zu wasche, der Schneiderin, zu verirren. Später erzählte man sich, daß es nicht seine Schuld gewesen sei, und daß es die taube Fische, die Mutter der Schneiderin, war, die ihn so in die Sache ver- strickt habe, da es sie wurmte, daß ihre Tochter, die nicht irgendein Dienstmädchen, sondern eine Schneiderin war, verkümmerte, während eine richtige Witwe so einen Bräu- tigam bekam (Leib hatte nämlich nach der Verlobung die Tauben aufgegeben und sich ernstlich der Arbeit zuge- wandelt). Der Bursche sah bei der Schneiderin alle Freitagsabends und ganze Samstage hindurch. Dort las man Bücher und Romane, und Samstags kamen Burschen und Mädchen und sangen Lieder, wobei mitunter sogar getanzt wurde. Es war kein Wunder, daß es den Leib dahin zog, — auf der Straße schämte er sich noch, sich mit der Schneiderin zu zeigen, und so saßen denn die beiden im Zimmer. Die rote Slatke aber verbrachte währenddessen in ihrem besten Staat die ganzen Feiertage zu Hause bei der Herrschaft und wartete auf Leib. Die Witwe meinte sich selber die Augen aus, aber es half ihr nichts. Die Stadt war schon voller Gerüchte darüber, und die Hausfrau, bei der Slatke gerade in Stellung war, er- klärte ihr, sie habe es ihr ja gleich gesagt und habe sie davor gewarnt, sich mit dem Burschen irgendwie einzulassen, da alles sonst zu Ende würde. Die rote Slatke aber erwiderte nichts und schwieg.

nismus zum polnischen Theater vorhanden ist. Unsere polnischen Nationalisten haben hier allerlei verschuldet. Wir hatten vor dem Kriege ein ständiges deutsches und jüdisches Theater, die gegenwärtig nicht vorhanden sind. Oft genug zeigte es sich, daß das Nichtvorhandensein dieser Theater und die Schwierigkeiten, die man diesen Theatern bereitet, sich durchaus nicht zugunsten des polnischen Theaters auswirken haben. Einerseits sind diese Hemmnisse die Ursache eines stillen Großes, andererseits aber bedeuten sie statt eine Gewöhnung an das Theater eine Entwöhnung. Die bessere Zeit, die nun, wie wir hoffen, anbricht, wird durch Förderung jeder Kunst die Zahl der Kunstliebenden vermehren, was doch unbedingt dem polnischen Theater zugute kommen wird.

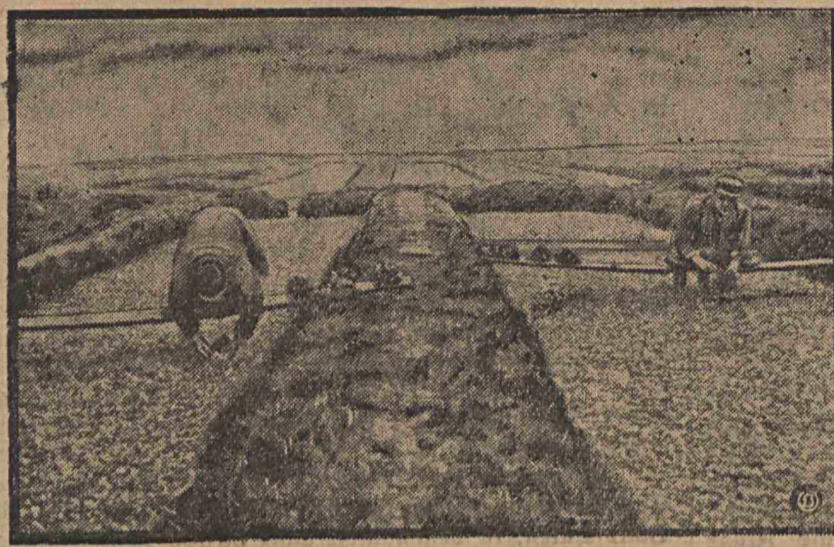
Es soll für heute vermieden werden, die finanzielle Frage des Theaters zu besprechen. Die Faktion der deutschen Werkstätten im Lodzer Stadtrat hat widerspruchslos die bedeutenden Subsidien an das Städtische Theater, als Kulturstätte, gutgeheißen. Sie wird es auch fernerhin tun. Verlangt muß jedoch werden, daß am Theater gespart wird, nicht an der Kunst, nicht an denjenigen, welchen die Kunst auch Brot ist, sondern an allem, was ohne Beeinträchtigung der Kunst gespart werden kann. Sie wird auch fernerhin für Subsidien an das Theater eintreten, getreu dem Grundsatz: Durch Kultur zur Freiheit!

Das Theaterprogramm sieht nun folgende Stücke vor:

a) Klassiker: „Auszug der griechischen Gesandten“ von Kochanowski und „Tycyt“ von Jablocki. Beide für die Jugend. „Dziady“ von Mickiewicz, „Der unbeugsame Fürst“, „Marie Stuart“ und „König Megasilaus“ von Slowacki, und eine Komödie von Fredro; b) „Daniell“ zum ersten Male in Polen und „Die Richter“ von Wyspiancki; c) Neuzzeitliche Werke: „Farys“ von Mitaszewski, „Die Strohhühner“ von Kawcki, ein Stück von Segdalowicz, „Gelöbniße“ von Gurski (Uraufführung) und weitere neue Stücke von Perzynski, Kiedrzyński, Broczyński, Grubinski, Morstin und Dunin-Markiewicz. Soweit ist alles polnische Literatur. Eine stattliche Anzahl Stücke. Es ist auch begreiflich, daß die polnische Literatur auf der polnischen Bühne eine Bevorzugung findet. Die Grenze wird hier von jedem Kunstliebenden lediglich im künstlerischen Wert und in der Zugkraft der Stücke gesehen werden.

Das Altertum soll durch „König Dedipus“ von Sophokles mit Josef Wengryzn zu verdienten Ehren kommen.

Es folgt nun die englische Literatur: Es sollen u. a. zur Aufführung gelangen: „Der Kaufmann von Venedig“, „Der Widerspenstigen Zähmung“ oder „Julius Cäsar“ von Shakespeare. (Wir würden an Stelle des „Kaufmanns“, „Nathan der Weise“ von Lessing empfehlen. Er würde der Direktion an Geld und Anerkennung mehr einbringen.) Ferner Wildes „Bruder Leichfuß“, eine Komödie von Shaw (Bravo!) sowie neue Stücke von Hopwood und Sommerjet-Mougham. Aus der französischen Literatur neben Molière und Victor Hugo Romain Rolland (Danton?). In der neuen Saison werden wir auch etwas mehr deutsche Literatur geboten erhalten. So vor allem „Faust“, erster Teil, alsdann einen Schiller oder Hebbel. Beide Hebbels und zwar „Herodes und Marianna“ und „Judith“ haben die größeren Erfolgsaussichten. Von den neuern Deutschen soll Bedekind endlich gehört werden. Gegeben werden soll „Der Erd-



Gemüse, das im Wasser wächst.

Die Brunnenkresse, ein jedem Feinschmecker bekanntes Gewächs, ist in Deutschland in größerem Umfang wohl nur in Thüringen und Sachsen bekannt. Die Anlagen zur rationellen Gewinnung derselben bestehen aus einer Anzahl grabenartiger Bassins von etwa 50 Zentimeter Tiefe und 60 bis 80 Meter Länge bei 2 bis 4 Meter Breite, die in leichten Abstufungen liegen, damit das Wasser, das an der einen Seite ständig zuströmt, sich durch alle Bassins schlängeln kann. Die durch Ausaat gewonnenen Sämlinge werden im Alter von etwa 5 Wochen in den Graben verpflanzt, indem sie einfach mit der Wurzel nach unten ins Wasser geworfen werden. Einen Monat später kann die Ernte schon beginnen, indem man stets die größten Büschel von der Oberfläche wegschneidet. Die Ernte kann jahrelang ohne Neusaat fortgesetzt werden. Man legt, wie unter Bild zeigt, Bretter über den Graben und schneidet das Gemüse büschweise ab.

geist“ (Er wird Eindruck machen!) ferner „Sodoms Ende“ von Sudermann. (Unter uns gesprochen, ist der Dntel früh gealtert. Man sollte vielleicht noch überlegen. Es gibt Unzähliges, das mehr interessieren könnte). Dann soll aber auch Georg Kaiser zu Worte kommen. Also will man uns doch ein wenig die Neuesten zeigen. Und zum Schluß „Golem“ nach Meyrind.

Es war interessant von Herrn Direktor Gorczynski zu hören, daß auch er der Nachkriegsdramaturgie etwas skeptisch gegenübersteht. Immerhin soll man sie kennen, da sie eine Ueberleitung ist zu etwas Größerem, das doch kommen muß. Die italienische Literatur soll durch einen D'Annunzio und einen Pirandello, sowie durch zwei Komödien vertreten sein. Die skandinavische Literatur wird durch „Peer Gynt“ von Ibsen (eine schwierige Sache) und einen weiteren Ibsen berücksichtigt. (Ein Strindberg z. B. „Der Vater“ würde uns sehr behagen.) Die bei uns noch sehr willkommene russische Literatur soll durch die Aufführung „Das Nachtschl“ von Gorki und einen nichtgespielten Tolstoi Würdigung finden.

Alles in allem hat die Direktion die Absicht, Gutes und Vieles zu leisten. Auch ist es erfreulich, daß manche unserer Anregungen der letzten Saison Gehör gefunden hat. Wenn uns zum Ueberflus versprochen wird, auch Lodzer Autoren aufzuführen, so wäre niemand glücklicher als wir, ein Kind unserer Stadt mit den Mitteln der Stadt auf den Weg zu helfen, aber — talentlosen Tausendkünstlern sollte man mit aller Strenge die Tür verschließen. Kunst ist im höchsten Maße Objektivität. Alles was darüber hinausgeht, ist Wahnsinn oder Sensation. S. M. R.

Veranstaltungen.

Der Lodzer Turnverein „Dombrowa“ veranstaltet heute, Sonntag, nachmittags von 2 Uhr ab in seinem Vereinsgarten in der Tuszyńskastraße 17 für seine Mitglieder und für Gäste ein großes Sternschießen mit darauffolgendem Tanz in der Turnhalle. Das Fest findet bei jeder Witterung statt.

Vortrag im Chr. Commisverein. Am künftigen Donnerstag, den 15. September a. c., hält im Saale des Chr. Commisvereins an der Al. Kosciuszki Nr. 21, Fräulein Lise Tögel einen Vortrag über das Thema: „Von der Urballade bis zur Novelle“. Wir

weisen auf diesen Vortrag schon heute in empfehlendem Sinne hin. Literaturfreunden wird durch diesen Vortrag ein interessantes Kapitel aus der Entwicklungsgeschichte der literarischen Kunstformen geboten werden. Beginn um 9 Uhr abends.

Wie aus dem Inseratenteil ersichtlich, beginnen in aller Kürze die beim Chr. Commisverein schon seit Jahren bestehenden Unterrichtskurse in folgenden Fächern: Buchhaltung und kaufmännisches Rechnen, Handelskorrespondenz polnisch sowie deutsch, ferner Sprachkurse in Polnisch, Französisch und Englisch, sowie Stenographie. Die Kurse sind für Mitglieder und Nichtmitglieder zugänglich. Jeder, der die Absicht hat, sich an einem dieser Kurse zu beteiligen, wird aufgefordert, sich umgehend einschreiben zu lassen. Anmeldungen der Hörer werden täglich von 10-2 und von 6-8 Uhr im Vereinssekretariat, Al. Kosciuszki 21, entgegengenommen.

Sport.

Pelker nach Paris!

Wie gemeldet wird, hat Dr. Pelker für den 18. September Starterlaubnis für Paris erhalten. Der Stettiner soll dort in einem 1000 Meter-Laufen auf Kurmi, S. Martin und den englischen Meilenmeister Ellis treffen. Zweierlei erscheint uns an dieser Meldung einigermaßen unverständlich: 1. daß Kurmi tatsächlich 1000 Meter laufen will und 2. daß man statt Pelker nicht Engelhardt oder beide nach Paris schickt.

Paolino-Heenev unentschieden.

Wohl noch nie ist ein Boxkampf mit derartiger Erbitterung durchgeführt worden, wie das Revue-treffen zwischen Europameister Paolino und dem australischen Schwergewichtler Tom Heenev am Donnerstagabend im überfüllten Madison-Square Garden zu New York. Ohne das sonst übliche, vorsichtige Abtasten stürzten sich die beiden Gegner mit dem ersten Gongschlag aufeinander. In planlosem Schlagsaustausch zog sich der Kampf Runde um Runde hin. Beide Boxer waren über und über mit Blut bedeckt und stakten die schwersten Treffer ein. So ging es über die ganzen 15 Runden, ohne daß einer hatte den Boden ausweichen müssen. Paolino, mit vollständig zerschlagenem Gesicht, Heenev mit gebrochenem Nasenbein, so erwarteten die beiden Kämpfer den Richterspruch, der „Unentschieden“ lautete.

Wieb neue Leser für dein Blatt

Es war am ersten Pfingstfesttage. Da paßte sie den Burtschen ab. Es war im dunkeln Korridor bei der Tür der Schneiderin Basche. Als er ins Haus trat, erblickte sie durch den Spalt die drei farbigen Stufen seiner Stiefel — eine rote, eine schwarze und eine gelbe — die er sich zur Verlobung angefertigt hatte. Und da gab es ihr einen so heftigen Stich ins Herz, daß sie den ganzen Inhalt der Flasche Vitriol, die sie unter der Schürze verborgen gehalten hatte, dem Leib ins Gesicht schleuderte.

Der arg verbrannte Burtsche schrie auf und fiel zu Boden, aber sie ließ nicht davon. Im Gegenteil: sie stürzte selbst auf den Hof hinaus und schlug Lärm und rief um Hilfe. Als Menschen herbeikamen, fanden sie Leib neben Basches Tür. Er lag da, erblindet, mit verwundetem Gesicht, in verbranntem Anzug und in seinen schönen dreifarbigen Stiefeln. Und neben ihm kniete die rote Slaffe, riß sich die Haare aus dem Kopf, schlug sich mit der Faust auf die Brust und schrie: „Helft ihm, Leute! Helft ihm! Seht, was ich mit ihm gemacht habe, seht!“

Es kam ein Arzt und Leib wurde ins Krankenhaus gebracht. Das rothaarige Mädel trug ihm Hut und Kragen nach, riß sich die Haare aus und schrie fortwährend: „Seht, was ich angerichtet habe, seht!“ Man nahm sie mit auf die Polizeiwache. Aber nach einigen Tagen ließ man sie wieder frei. Sofort lief sie zum Krankenhaus, in dem Leib lag. Aber sie durfte nicht zu ihm hinein. Da trieb sie sich vor dem Gebäude herum wie ein verhöfener Hund. Dann nahm sie wieder eine Stelle an und begann für den Burtschen Stücken zu braten und sie ihm ins Krankenhaus zu bringen. Der Wärter nahm ihre Speisen ab, ließ sie selbst aber dennoch nicht hinein. „Er will Sie nicht sehen“, wurde ihr gesagt. Trotzdem hörte sie nicht auf, für ihn Brühe zu bereiten und Hühner zu braten und alles mögliche ins Krankenhaus zu bringen.

Und einmal drückte sie dem Wärter fünfzehn Kopfen in die Hand, damit er sie hineinlasse, und schlüpfte durch. Als sie den Kranken erblickte, wurde ihr übel. Er sah nicht wie ein Mensch aus. Es war, als läge auf dem Bett irgendein Ungeheuer mit verklebten Augen. Sie warf sich vor seinem Lager auf die Knie, umfaßte seine Beine, vergrub in sie ihr Gesicht und küßte sie und weinte.

Anfangs sagte er kein Wort und rührte sich nicht einmal. Dann aber gab er ihr stammelnd zu verstehen, daß sie näher kommen sollte. Sie tat es und legte sich vor ihm nieder, wie ein Hund. Und Leib begann sie aus aller Kraft, über die er noch verfügte, mit der Faust auf den Kopf zu schlagen. Sie schob sich noch näher an ihn heran, damit er es leichter haben sollte, und nach jedem Hieb, den sie erhielt, floßen ihr die Tränen aus den Augen und ihr Gesicht leuchtete vor Freude. Als jedoch bald darauf ein Wärter kam, erschrak er über den Auftritt und jagte sie fort.

Aber die rote Slaffe ließ keinen Abend vergehen, ohne daß sie zum Krankenhaus kam und für Leib ihre Brühe brachte. Kaum hatte sie eine freie Stunde, so stand sie schon unter den Fenstern, hinter denen er lag, fragte den Wärter aus und ließ dem Arzt nach, um ihm die Hände zu küssen. Nach den erhaltenen Schlägen ging sie schon dreister in Leibs Krankenzimmer hinein, — und jedesmal spielte sich zwischen ihnen beiden genau dasselbe ab wie bei ihrem ersten Besuch.

Einige Wochen später wurde Leib aus dem Krankenhaus entlassen. Sein Gesicht war noch mit Pflastern verklebt und seine Augen verbunden. Die rote Slaffe aber hatte inzwischen ihre ganze Kasse verkauft: einen Kasten voll Wäsche, die sie sich selbst genäht, und das Bettzeug, das sie von ihrer Mutter geerbt hatte. Außerdem besaß sie selbst noch ein paar Groschen, die ihr während der Krankheit Leibs zusammenzuparen gelungen war, und so zog sie mit ihm in eine Wohnung, die sie von einem Schneider abgemietet hatte. Dort bereitete sie für ihn ihre Brühe und schleppte für ihn von den Herrschaften, bei denen sie früher gedient hatte, allerlei Eingemachtes heran. Abends saßen die Einwohner des Städtchens, wie Slaffe den blinden Burtschen vor die Tür führte und ihm Kissen unterlegte, damit er weicher läge. Und noch später, als Leib schon ausgehen konnte, führte ihn Slaffe an der Hand durch die Straßen des Städtchens.

Mitunter, wenn ein Pfeifen ertönte und der Bäcker seine Tauben aus dem Schlag hinausließ, und diese wie ein Rad über dem Marktplatz kreisten, riß Leib, sobald er das Rauschen der Schwingen über sich vernahm, — Kopf in die Höhe und seine Hände suchten unsicher etwas und suchten in der Luft herum. Slaffe wußte schon, was er wollte; sie schob ihr Gesicht in seine Nähe und er schlug sie dann mit den Fäusten auf die Wangen, auf den Kopf und überhaupt wohin er gerade traf.

Einige Monate später befreite man ihn von seinen Pflastern. Sein Gesicht war ganz mit Brandwunden bedeckt und überall war rotes, rotes Fleisch in den noch nicht ganz verheilten Narben zu sehen. Ein Auge war ganz verloren, das zweite hatte man gerettet, aber er sah mit ihm nur sehr schlecht. Seit jener Zeit nannte man ihn den „blinden Leib“. Bald darauf ließ er sich in aller Stille mit

Slaffe trauen. Kein Mensch wurde zu der Hochzeit geladen, der alte Dajon (Gehilfe des Rabbiners) vollzog die Trauung und Dntel Berisch hatte aus seiner Schlächterei ein Rippenstück gebracht, aus dem ein fettes Mittagessen bereitet wurde. Darauf mietete sich das junge Paar eine kleine Wohnung für ein Jahr, und derselbe Dntel Berisch schenkte ihnen einige Stücke in die Wirtschaft.

Zur Arbeit ging Leib seitdem nicht mehr, — er behauptete, das Handwerk vollständig verlernt zu haben, — und so trieb er sich zwer- und ziellos in den Straßen umher. Slaffe aber nahm wieder eine Stellung an und brachte ihm das Essen von der Herrschaftsküche nach Hause. Das wußte, was sie zusammenparte, vertraut er. Und erst später, als Slaffe in den letzten Monaten der Schwangerschaft nicht mehr arbeiten konnte, begann Leib in den Straßen etwas zu verdienen: er wurde Lastträger.

Die Motte der Dieb das Licht der Welt erblickt.

Die Nachricht von seinem Kommen war nicht mit besonders großer Freude aufgenommen worden. Das geschah folgendermaßen:

Der „Blinde Leib“ (wie er damals schon von allen genannt wurde) wohnte mit der Slaffe (die den Namen „gelbe“ bereits mehr verdiente als ihren früheren „die rote“) in einem Keller. Dort wohnten solche Leute, die keine Miete zahlten, sondern etwas wie ein „Recht“ auf das Dableiben hatten. Es war ein Gewölbe unter den Ruinen eines längst baufälligen Gebäudes, in dem früher einmal, in längst vergangenen Zeiten, sich eine Bäckerei befunden hatte. Eine Hälfte des Kellers belegte Feigele, die Obsthändlerin, mit allen ihren Körben, alten Säcken und verkauten Matten. Einen anderen Teil hatte der lange Weber inne. Der dritte, der dort in den Gewölben wohnte, war Meier, der Lehrer, der Frauen und Mädchen das Lesen und Schreiben beibrachte. In der Hauptsache aber beschäftigte er sich mit Briefschreiben, und es kamen zu ihm viele Frauen, um sich ihre Briefe entweder vorlesen oder schreiben zu lassen. Dann setzte Meier eine große Brille auf seine Nase, hielt das Schreiben an die kleinen Fensterlücken und wunderte sich darüber, wie Meier, der Lehrer, es nur fertig bringen konnte, aus einem so winzigen Stückchen Papier so vieles herauszulesen.

Der vierte und wichtigste Bewohner des Kellers aber war der „blinde Leib“. Slaffe gebar jedes Jahr ein Kind, denn vom Kinderkriege hatte sie die meisten Einkünfte. Sie galt in der Stadt als eine gute Amme und man behauptete, daß die Kinder von ihrer Milch fett würden.

(Fortsetzung folgt.)

An einer wartend...
Kann...
Ich mich...
und mach...
gerade fer...
zu: „Wir...
mir, wie...
Jade und...
nächsten a...
voll zu tu...
flauen, id...
Ich sp...
fante, er...
geben. F...
alle Mäde...
habe. Ich...
hatte, daß...
bekam, m...
meinen Be...
fiel von r...
Mite nach...
Arbeitsre...
Brooklyn...
Dollars t...
„Hini...
gefährlich...
doch das...
Mite e...
fahr da w...
Meine ein...
oder zu ju...
ich jedech...
werden. I...
Schubhu...
und mich...
Tellen w...
für mich...
Am nä...
Bridg...
Mite woll...
der Ruff...
ich ihn. „...
tante er...
zu wenig...
In dem...
vorbereit...
Weißn...
ein Tou...
menschen...
wollten...
wieder...
Gienkäfer...
herunter...
Lust, um...
Den in...
man in...
Schlamm...
weiter...
mieri“ w...
abhorbert...
Gase im...
dieses Ge...
lang in...
meist nur...
schlechte...
ante, fr...
Ordnung...
und Men...
mich man...
ich mielte...
Als mi...
Lustfr...
dreste, dri...
ich tat hal...
Das Tr...
meint die...
sind bald...
darin best...
dirigierere...
Trommelf...
riugarte...
Wir bra...
mieri zu...
zu denken...
die Tür...
Schäntel...
heffige...
höchstem...
bei einer...
Er fünf...
berab, und...
nur durch...
wurde. S...
sind zu...
Minuten...
entschl...
kommen...
erblickte...
das wir...
anderen...
Injekt...
Muffel...
tolome die...
mir, daß...
ob mir...
hören, dem...
Nach ein...
in die...
Der Luft...
genannte...
herum...
stürzte...
hätte, in...
oben trant...
das Ältere...
Nachmitt...
Ich hat...
komprim...
Andersons

Für freie Stunden

Unter Wasser.

Von Frank Harris.

An vielen Ecken standen Schuhpuker. Ich merkte, daß einer von ihnen allein war, während drei Kunden vor ihm wartend standen.

„Kann ich Ihnen helfen?“ fragte ich. Der Schuhpuker sah mich an. „Meinetwegen!“, und ich ergriff die Bürsten und machte mich an die Arbeit. Ich war mit den beiden gerade fertig, als er den ersten beendete. Er flüsterte mir zu: „Wir teilen!“, als der nächste Mann kam, und zeigte mir, wie man den Polsterlappen bemerkt. Ich zog meine Hände und Beste aus und ging an die Arbeit. In den nächsten anderthalb Stunden hatten wir beide alle Hände voll zu tun. Dann begann das Gedränge ein wenig abzulassen, ich hatte jedoch schon anderthalb Dollars verdient.

Ich sprach dann mit Allison, dem Schuhpuker, der mir sagte, er würde mir gern zu denselben Bedingungen Arbeit geben. Ich versicherte ihm, ich würde zur Stelle sein, mir alle Mühe geben, solange ich keine andere Arbeit gefunden habe. Ich hatte drei Schilling verdient, und da ich gefunden hatte, daß man schon für drei Dollar in der Woche Pension bekam, merkte ich, daß ich in knapp zwei Stunden mir meinen Lebensunterhalt verdienen konnte. Die letzte Angst fiel von mir ab.

Mitte hatte einen freien Tag und so kam er zum Mittagessen nach Hause und brachte gute Nachrichten. Man suchte Arbeitskräfte, um unter Wasser Eisenkästen an der Brooklyn Bridge zu arbeiten, und man zahlte fünf bis zehn Dollars täglich.

„Fünf Dollars?“ rief Frau Mulligan aus. „Es muß doch das Kind nicht in so etwas hineinstecken?“

Mitte entschuldigte sich sehr; aber die Gefahr, wenn Gefahr da war, reizte mich fast ebenso wie die hohe Bezahlung. Meine einzige Angst war nur, sie würden mich für zu klein oder zu jung halten. Ich hatte Frau Mulligan gesagt, daß ich sechzehn sei, denn ich wollte nicht wie ein Kind behandelt werden. Ich zeigte ihr nun die achtzig Cents, die ich durch Schuhpuken verdient hatte, und sie rief mir, dabei zu bleiben, und mich nicht durch die Arbeit unter Wasser verlocken zu lassen. Aber die versprochenen fünf Dollars täglich waren für mich ausschlaggebend.

Am nächsten Morgen nahm mich Mitte nach der Brooklyn Bridge kurz nach fünf mit, um mit dem Aufseher zu sprechen. Mitte wollte man sofort antworten, aber über mich schüttelte der Aufseher den Kopf. „Lassen Sie's mich versuchen“, bat ich ihn. „Sie werden sehen, wie gut ich es mache.“ — „Schön.“ — „Sie werden sehen, wie gut ich es mache.“ — „Schön.“ — „Sie werden sehen, wie gut ich es mache.“ — „Schön.“

In dem letzten Schuppen, in dem wir uns für die Arbeit vorbereiteten, erzählte man mir, daß man nicht lange da ein konvulsiver Anfall zu sein, der den Körper zum aufwachen machte, und einen manchmal lebenslang zum In-Prozessur. Wir hatten in gewaltigen, alodentförmigen heruntergefallenen wurden, vollkommen mit komprimierter Luft, um das Eindringen des Wassers zu verhindern. Oben in einem solchen Kasten befindet sich ein Raum, den man die Materialkammer nennt, in die der herausgehobte Schlämm verfrachtet wird. Auf der Seite des Caissons ist ein weiter Raum, Quersperr genannt, in dem man Komprimierluft wird. Während die komprimierte Luft einströmt, wie im Blut die Luft, bis die Spannung der Komprimierung erreicht ist. Können die Männer stundenlang in den Caissons arbeiten, ohne Schaden zu erleiden, schickte Luft haben an allem schuld zu sein. Wenn sie nur Komprimierung! Aber das würde etwas Zeit und Mühe kosten, und Menschenleben sind billiger.“ Ich sah, daß die Männer mich warnen wollten, weil sie mich für zu jung hielten, und ich wickelte den Unbekannteren.

Als wir in die Luftkammer hineinkamen, und man einen drehen, brachten die Männer die Hände an die Ohren und ich tat bald dasselbe, denn der Schmerz war sehr heftig. Das Trommelfell wird oft dabei eingedrückt und platzt. Ich fand bald heraus, daß die beste Art, dem Druck zu begegnen, darin bestand, Luft zu schlucken und sie ins Mittelohr zu dirigieren, wo sie wie ein Tampon an der Innenseite des Trommelfells wirkt und so den Druck von außen verringert.

Wir brauchten ungefähr eine halbe Stunde, um komprimiert zu werden, und diese halbe Stunde gab mir manches zu denken. Als die Luft ganz komprimiert war, öffnete sich die Tür der Luftkammer, und wir gingen mit Haken und Seilen die Komprimierluft auf den Kiesgrund hinaus. Ich bekam höchstes Kopfweh. Wir waren unserer sechs, mit entleertem Oberkörper, in der kleinen Eisenkammer arbeitend. In fünf Minuten strömte der Schweiß in Bächen an uns herab, und dabei standen wir in dem eifigen Wasser, das nur durch den durchdringenden Luftdruck am Steigen verhindert wird zu werden! Die Männer arbeiten nicht mehr als zehn Minuten hintereinander. Ich bohrte ohne Pause weiter, bis wir beide zusammen mehr arbeiteten, als die vier entlassenen. Die gefährlichste Arbeit wurde jede Woche von einem Inspektor gemacht, wie er mir sagte. Anderson war dem Inspektor gefolgt und bekam als Führer unserer Arbeiter, was, daß ich solange bleiben könnte, wie es mir gefiel, aber mir jedoch den Rat, gegen Ende des Monats aufzuhören, denn es sei zu ungesund.

Nach einer Arbeit von zwei Stunden gingen wir wieder in die Luftkammer, um langsam decomprimiert zu werden. Der Luftdruck in unsern Ohren mußte allmählich auf den gewöhnlichen Luftdruck gebracht werden. Die Männer benutzten sich anzuziehen und reichten eine Flasche Schnaps herbei, und obwohl ich vor Kälte wie eine nasse Ratte oben trank ich mit Anderson eine Tasse heißen Kaffee, worauf das Zittern aufhörte und ich bald imstande war, den schweren Nachmittag zu überleben.

Ich hatte keine Ahnung, daß man sich nach der Decomprimierung so elend fühlen konnte, aber ich befolgte Andersons Rat, und ging ins Freie, so bald es mir gelang,

und als ich am Abend zu Hause angekommen war und mich umgekleidet hatte, fühlte ich mich wieder ganz kräftig, aber der Kopfschmerz wollte nicht ganz vergehen, und die Ohrenschmerzen kamen immer wieder, und bis zum heutigen Tage erinnert mich eine leichte Taubheit an diese Arbeitszeit unter Wasser.

Ich ging für eine halbe Stunde in den Central Park. Das erste hübsche Mädchen, dem ich begegnete, erinnerte mich an Jessie. In einer Woche werde ich sie sehen können und ihr sagen, wie ich mich durchschlug. Und ich fühlte, daß sie ihr Versprechen halten würde. Die bloße Erinnerung öffnete mir alle Tore ins Märchenland. In der Zwischenzeit konnte mir nichts das stolze Bewußtsein nehmen, daß ich mit meinen fünf Dollars den Unterhalt für zwei Wochen an einem Tage verdient hatte. Die Arbeit eines Monats würde mich ein Jahr über Wasser halten.

Als ich zurückkehrte, sagte ich Mulligans, daß ich für meine Unterkunft zahlen wollte: „Ich würde mich wohlster fühlen, wenn Sie mich zahlen ließen!“ und schließlich gingen sie darauf ein, obwohl Frau Mulligan drei Dollars die Woche für zu viel hielt. Ich war froh, als alles geregelt war und ich früh zu Bett ging, um mich gut auszuschlafen. Drei oder vier Tage lang ging alles ganz gut, aber am fünften oder sechsten Tage sprang uns ein Wasserstrahl entgegen und wir wurden bis auf die Haut naß, bevor der Luftdruck so erhöht werden konnte, um das steigende Wasser niederzuhalten. Infolgedessen schob ein fürchterlicher Schmerz durch meine beiden Ohren. Ich presste meine Hände fest heran und sah eine kleine Weile still. Glücklicherweise war die Schicht fast vorbei, und Anderson kam mit mir zum Omnibus. „Es wäre besser, wenn

Sie Schluss machen würden. Ich kenne Leute, die dabei taub wurden.“

Der Schmerz war fürchterlich, aber jetzt nahm er langsam ab, und ich war entschlossen, nicht nachzugeben. „Könnte ich einen Tag aussetzen?“ fragte ich Anderson. — „Selbstverständlich“, nickte er. „Sie sind der Beste von der ganzen Schicht, der Beste, den ich je gesehen habe, ein starkes, kleines Pöndl!“

Frau Mulligan sah sofort, daß etwas nicht in Ordnung war und rieferte mich mit ihrem Hausmittel — einer entzweielschnittenen Zwiebel, die mit einem Flanellumschlag dicht an beide Ohren herangedrückt wurde. Es wirkte wie ein Zauberstab. In zehn Minuten war der Schmerz verschwunden, dann gab sie mir noch ein wenig warmes Del hinein, und in einer Stunde ging ich im Park wie gewöhnlich spazieren. Trotzdem war die Angst vor dem Taubwerden in mir, und ich war sehr stolz, als Anderson mir sagte, er hätte sich bei dem Unternehmer beklagt und wir sollten tausend Fuß reiner Luft mehr bekommen. „Es wird einen großen Unterschied ausmachen“, meinte Anderson, und er hatte recht, aber es war trotzdem nicht genügend.

Eines Tages, als gerade die Decompression zu Ende war, fiel ein Italiener namens Manfredi hin, wand sich in Krämpfen und schlug mit dem Gesicht auf den Boden, bis das Blut aus Mund und Nase quoll. Als wir ihn in den Schuppen brachten, waren seine Beine ineinandergelockt wie ein Haarzopf. Der Arzt mußte ihn ins Spital bringen lassen. In diesem Augenblick beschloß ich, nicht länger als einen Monat bei der Arbeit zu bleiben.

(Mit besonderer Erlaubnis des E.-Fischer-Verlages, Berlin, dem Buche „Mein Leben“ von Frank Harris, entnommen.)

Ballonfahrt

..... Novelle von Alfred Reiz.

Es war zu einer Zeit, als an Flugzeug und lenkbares Luftschiff noch nicht zu denken war. Am 6. Juni, morgens 9 Uhr, schwante unter Ballon „Centaur“, gefüllt und zur Abfahrt bereit, an den ihr haltenden Seilen! Ein leichter Wind bewegte kaum das Laubwerk der Bäume, und die Sonne leuchtete nur auf Augenblicke durch die Wolken, die den Himmel bedeckten! Noch einmal unteruchten wir genau das Gepäck, ob nichts vergessen wäre: alles war vorhanden, die Instrumente, Dedeln, Mundvorrate — ja selbst die Flasche Sekt fehlte nicht, die ich hoch in den Lüften zu Ehren meines Begleiters leeren wollte. Zum ersten Male wagte er mit mir den Aufstieg, und von Zeit zu Zeit beobachtete ich ihn verhalten, ob sich in seinen Zügen Erregung oder Furcht zeigte, aber er sagte mir lächelnd:

„Seien Sie unbesorgt! Sie werden sich überzeugen, wie tapfer ich bin!“ Endlich schlug die zum Aufstieg festgesteckte Stunde.

„Ist es so weit?“, so fragte mein Freund.

„Es ist so weit“, erwiderte ich, „und nun noch einmal — ohne jede falsche Scham — sind Sie noch immer fest entschlossen?“

„Aber ja“, unterbrach er mich gereizt.

Ich senkte die Stimme, damit kein Unberufener mich höre und ihn für einen Novizen oder Feilsager halte:

„Bereiten Sie sich nicht, daß ich heute versuchen werde, möglichst hoch zu steigen! Es soll keine Vergnügungsfahrt, sondern eine wissenschaftliche Expedition sein... Trotz aller denkbaren Vorkehrungen ist es nicht ausgeschlossen, daß die Fahrt von einer gewissen Höhe an gefährlich wird! Sie haben mir versichert, daß Sie ein gesundes Herz und kräftige Lungen haben...“

„Und ich erkläre es Ihnen nochmals.“

„Nun, doch ich vermag — haben Sie vielleicht Streichhölzer oder ein Feuerzeug in Ihren Taschen?“

„Nichts.“

„Also los!“

Wir stiegen in den Korb, und mein Freund schwenkte den Hut.

„Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen!“

Ich trat inzwischen alle Anordnungen und als es schließlich so weit war, kommandierte ich: „Los!“

Kezengerade stieg der Ballon in die Höhe, einen Augenblick hörten wir noch die Anse der Menge, der mein Freund, über den Korb gelehnt, mit einem Tuche zwinkte. Dann scholl mir noch ein unbestimmtes Geräusch zu uns herauf, wurde immer schwächer und verstumte endlich.

Nichts mehr um uns als das große, unendliche Schweigen, und vor uns der Flug in die unermeßliche Luft, höher, immer höher.

Ich klopfte meinem Freunde auf die Schulter.

Auf den Rand des Korbes gelehnt, blickte er wie gebannt herab auf die Erde, die wir mit jeder Sekunde mehr unter uns ließen.

„Nun, Sie sagen ja gar nichts.“

Er drehte sich zu mir herum und sah mich mit verzückten Blicken an.

„Wunderbar, überirdisch schön! Ihnen danke ich die größte Sensation meines Lebens.“

„Und dies ist nur der Anfang, warten Sie einige Augenblicke.“

„Mein, etwas Schöneres zu sehen, ist unmöglich.“

„Warten Sie ab. Fühlen Sie sich übrigens wohl?“

„Ich habe noch nie in solchem Maße die Freude empfunden, zu leben, mich so wohl und kräftig gefühlt. Ich atme, ich ziehe die reine Luft mit dem Behagen eines Gourmands ein, ich genieße sie wie ein Verschmachtender, und ich schaue — schaue...“

Die Städte waren nur noch kleine Flecken, die Straßen und Plätze schienen geometrische Linien und Figuren. Es war uns, als schwebten wir über einer lebenden riesigen Generalstabkarte. Von Zeit zu Zeit sahen wir unter uns in der klaren durchsichtigen Luft etwas Pfeilartig dahinjagen: ein Vogel, dessen Flügel ihn nicht bis zu uns herauf trugen. Und wir stiegen immer höher, und wir konnten glauben, daß wir unbeweglich in dieser fast unermeßlichen Höhe hielten, wohin selten Luftschiffer drangen und wo sich kein Lüftchen regt. Jetzt begann sich mein Freund für den Flug zu interessieren.

„Stiegen wir in diesem Augenblicke?“

„Ja.“

„Welche Höhe haben wir erreicht?“

Ich blickte nach dem Barometer und antwortete:

„Zweitausendachthundert Meter.“

Er wiederholte es halblaut, ängstlich und stolz zugleich.

„Zweitausendachthundert Meter! Welcher Sturz, wenn der Ballon plötzlich fänke.“

„Sehr unwahrscheinlich“, sagte ich, „wenn er nicht gerade platt, und das kommt fast nie vor. Wir können ganz ruhig sein, wir sind vorläufig zu Hause.“

„Ja“, lachte er nervös, „wenn er nicht platt.“

„Haben Sie Furcht?“

„Wir steigen.“

„Ich? Sie scherzen. Steigen wir — immer höher...“

„Aber Sie werfen keinen Ballast aus.“ Ich dachte...

„Das ist vorläufig nicht nötig, wir befinden uns augenblicklich in einer warmen Strömung, Gas dehnt sich automatisch aus! Wir steigen!“

Wieder verjank mein Freund in Schweigen. Die Sonne stand direkt über uns, und ihre goldenen Strahlen schienen uns einzuhüllen, und unser Ballon stieg höher, immer höher, verschwand im Himmel. Der jetzt graue Himmel hatte ein ganz anderes Aussehen gewonnen, er wirkte geheimnisvoller, gemaltiger.

Ein weiter Dzean mit leisen Wellen breitete sich zwischen uns und der Erde aus. Ein Gefühl der Ruhe, des Vergessens, der Einsamkeit erfaßte uns: um uns, über uns, unter uns — der unendliche Himmel. Mein Freund fragte mich:

„Wo sind wir?“

„Im Wolfenmeere.“

„Welch schönes Wort! — Wie spät ist es?“

„Drei Uhr.“

„Stiegen wir?“

„Wir stiegen. Wir sind jetzt ungefähr 4000 Meter hoch. Fühlen Sie nicht eine Schwere im Kopf, Schwindel? Klingeln Ihnen nicht die Ohren?“

„Nein, nein.“

„Also steigen wir weiter.“

Ich warf zwei Saubüchse aus. Der Flug nach den Sternen berauschte uns. Da die Luft und unser Gas verflüchtete, warfen wir, um höher zu kommen, ununterbrochen Ballast ab. Bald klärte sich der Himmel wieder auf, der Ballon weitete sich und stieg von selbst in die Höhe. Ich blickte nach dem Barometer und mein Freund fragte:

„Wie hoch?“

„4900 Meter...“

„Haben Sie Durst? Wollen wir jetzt den Sekt leeren?“

Er schüttelte abwehrend den Kopf.

„Nein, keinen Sekt, einen Schluck Wasser, ich habe Durst.“

Er trank ein großes Glas und atmete auf: „Das tat gut!“

Seine Augen glänzten, seine Lippen und Wangen waren gerötet, er schien zu fiebern, und auch ich fühlte, daß meine Pulse schneller gingen. Aber ich war daran gewöhnt und konnte nach Belieben über meine Person bestimmen, während ich für den anderen verantwortlich war.

Je öfter ich an diese Fahrt denke, desto mehr bin ich davon überzeugt, daß man zu solchen Fahrten keine Passagiere mitnehmen soll. Kennt man denn die Gefahren, denen man entgegengeht?

Auch ich trank einige Schluck Wasser und fragte meinen Begleiter: „Wie fühlen Sie sich?“

„Sehr wohl“, antwortete er, „steigen wir?“

Schweigend saßen wir, ein wenig müde, im Korb, aber ähnlich dem Reiter, der dem Ziele zuzieht, ohne es zu wagen sich umzudrehen, und ohne den Galopp der folgenden Herde zu hören, peitschte uns der Wunsch nach dem Siege vorwärts. Wieder blickte ich nach dem Barometer, alles schamam vor meinen Augen, und nur mit Mühe konnte ich die Ziffer lesen. Mein Freund, mit halbgeschlossenen Augen am Boden lauend, flüsterte fast unhörbar:

„Sechstaufen drei...“

Meine Stimme verlagte, meine Bewegungen wurden schwerfällig, eine Art Betäubung lähmte mein Hirn, aber ich kann nicht sagen, daß dieser Zustand mir Schmerz verursachte. Es war eher ein Rausch, eine bleierne Müdigkeit, gegen die ich vergebens ankämpfte. Ich sah das Tageslicht, ich hörte die raselnden Atemzüge meines Freundes und das Geräusch meiner Füße, die den Boden des Korbes scharrten. Nach und nach durchfloß ein Gefühl der Kälte meinen Körper, während mein Kopf im Fieber brannte. Ich sah alles, ich hörte alles... und doch lag ich in einem Bann, der jede Bewegung lähmte.

Mein Freund betrachtete mich mit stieren Blicken, er biß sich auf die verdorrten Lippen und ein feiner Mutstrahl quoll aus seinem Munde. Mir war es plöblich, als würde mir ein schwerer Helm auf den Kopf gepreßt, in meinen Ohren klang es wie Glockenton... ich hatte noch so viel Bewußtsein, zu denken:

„Wir müssen herunter!“

„Aber ich hatte nicht mehr die Kraft, die Hand auszufreden, eine unaussprechliche Angst erfaßte mich, der Atem stockte, ich fühlte, wie etwas Warmes das Gesicht entlang rann... es ist aus... wir sind verloren... ich werde ohnmächtig.“

Als ich wieder zu mir kam, empfand ich — ich erinnere mich dessen genau — ein Gefühl des Wohlbehagens, der Frische. Langsam fuhr ich mit der Hand über die Augen, das Gesicht, und ich sah, daß sie mit Blut besetzt war, ich nahm ein Tuch an die Rippen und zog es rot gefärbt zurück.

und plötzlich erblickte ich meinen Freund. Er lag auf dem Boden des Korbes, den Körper zusammengezogen, die Finger auseinandergepreizt, den Kopf halb unter einer Dede verborgen. Ich schwanke zu ihm hin, rief ihm ... Pierre ... Pierre. Keine Antwort. Ich hob die Dede von seinem Kopf, und ein entsetzlicher Anblick bot sich mir dar: Sein Gesicht hatte nichts Menschliches mehr: ein Krampf hatte seinen Mund verzerrt, seine gebrochenen Augen waren blutunterlaufen. Blut, nichts als Blut war zu sehen, aus den Ohren, aus der Nase, aus dem Munde war es geströmt und hatte sich wie eine purpurne Maske über seine Züge gelegt. Ich warf mich über ihn, legte die Hand auf sein Herz, ich spürte, heulte: Pierre ... Pierre ... ich horchte an seiner Brust ... nichts ... es war aus, er war tot.

Allein in dieser unendlichen Einsamkeit, fühlte ich, wie der Wahnsinn hinter mir lauerte, allein mit einem Toten, dessen Augen mich nicht verließen. Ich bedeckte sein Gesicht und blühte mechanisch nach dem Stosstopf, dem Barometer. Wir sanken. Wir? Ich sank mit der traurigen Last, und bald sollte ich die Erde, die Menschen wiedersehen, seine Frau, sein Kind, ihnen erzählen ... es war schrecklich, entsetzlich.

Und der Augenblick nahte ... Was bedeutete die Sekunde des Triumphes - 9600 Meter - gegenüber diesem fürchterlichen Verhängnis ... Und ich sank, und schon hörte ich unter mir ein fernes dumpfes Geräusch. Es wurde deutlicher, lauter, die Wolken zerrissen, dunkle Flecken erschienen, dann zu meiner Rechten ein langer silberner Streifen, das Meer.

Und ich sank mit einer rapiden Geschwindigkeit, und der Wind, der sich seit meinem Aufstiege gewendet hatte, trieb mich in die Wellen. Einen Augenblick dachte ich daran, mich aus der Gondel zu stürzen, aber wozu, ich war auf jeden Fall verloren, mein Tod war unvermeidlich.

In einiger Entfernung breitete sich - o welche Fronde des Schicksals - der grüne Schatten einer Insel aus, die die untergehende Sonne mit ihren Strahlen vergoldete. Wenn ich dorthin gelangte! Wenn ich die Küste erreichte! Ich raffte meine letzten Kräfte zusammen: "Ruhe, verkümmere nicht den Kopf! Doch ist das letzte Wort nicht gesprochen: Ballast hinaus, soviel wie möglich Ballast!"

Ich schüttelte einen Sandhaufen, der Ballon hielt sich einen Augenblick, dann sank er weiter und fiel herab wie ein vermurdelter Vogel. Und ein Sacl nach dem anderen wurde entleert, schon winkte mir die rettende Küste ... Ballast ... Ballast ... Und immer schneller sank ich ... noch trennten mich höchstens drei bis vier Meilen vom Lande. Nur noch zehn Minuten sich in der Luft halten ... Ich nahm die Decken, die Apparate, warf sie über Bord; der Ballon stieg einen Augenblick und, sank wieder, ich nahm meine Kleidungsstücke, meine Uhr, warf sie hinaus ... ich war verflucht, die Erde war nur noch 400 Meter unter mir, und ich sank, ich sank.

Das Meer brüllte wie ein wildes Ungeheuer, das die Beute wittert. Ich blickte um mich, um zu suchen, was ich noch entdecken könnte, um den Todestampf auf eine, zwei Sekunden hinauszuschieben. Da fiel mein Auge auf den Körper meines Freundes, und ein heller Freudenstrahl leuchtete in mir auf. Dieser arme leblose Körper erschien mir in diesem Augenblick nicht als ein heiliges Vermächtnis, das ich seiner Familie schuldete, sondern als unnützer Ballast, 80 Kilogramm Ballast.

Schon rauschten die Wellen hundert Meter unter mir, schon fühlte ich ihren feinen Sprühregen, da nahm ich den Körper meines Freundes in beide Arme - nie hätte ich mir diese Kraft zugetraut - und warf ihn über Bord.

Und während der Ballon breit in die Höhe stieg, hörte ich unter mir einer mackerelstichtenden Schrei, den Schrei eines Tieres, das an der Schilfbank steht, den Schrei eines Kindes, das man in Stücke reißt ... Menschenworte reichen nicht aus, um diesen Schrei zu beschreiben ... Mein Freund war nicht tot gewesen ... Was dann geschah - weiß ich nicht. Vielleicht sah ich seinen Körper in den Wellen schwimmen, vielleicht auch nicht ... ich bin auf der Insel niedergegangen, man hat mich freundlich aufgenommen, ich lebe wieder wie ich früher gelebt habe, aber eine geheime Scham erdrückt mich, und eine unsägliche Angst martert mich ... stets höre ich einen Schrei ... einen Schrei ...

Die Frau mit dem Duplikat.

Eine russische Gerichtsszene von S. Tomski.

"Ich protestiere! Ich bin dagegen ... vom Gesichtspunkte des Kerns der Sache!" schreit in seiner Aufregung der Mann mit dem Bart, sein buntes Tuch vom Hals herunterreißend.

"Barie mal, Piotr Petrowitsch! Laß mich doch erst die Sache erklären," unterbricht ihn eine Frau in mittleren Jahren, und sich zum Gericht wendend, beginnt sie mit aufgeregter Stimme:

"Mir ist ein Unglück zugestoßen, daß ich gar nicht sagen kann, was für ein Unglück ... Vielleicht erinnern Sie sich Genosse Richter, daß ich vor fünf Monaten einen Prozeß hatte mit ihm, mit meinem Mann, wegen der Alimente. Denn, als er sich von mir scheiden ließ, hat er sich mit einer Marjell eingelassen und das Kind und mich überließ er der Willkür des Schicksals."

"Tatjana!" schreit der Mann. "Du sollst doch zur Sache sprechen!"

"Ich spreche auch vom Kern der Sache ... Und Sie, Genosse Richter, verurteilten ihn, Alimente zu zahlen. Ich bekam eine Vollzugsliste und jetzt verbrannte ich Dummkopf verheerend die Liste ..."

"Verbrannt, na schön! Wozu brauchst du sie, zum Teufel! Zum Kern der Sache!"

"O Gott! Wie werde ich denn, ich Armitte, ohne die Liste leben können, Genosse Richter? Versehen Sie sich in meine Lage, geben Sie mir ein Duplikat statt dieser Vollzugsliste ..."

"Ich protestiere, und bin dagegen vom Kern der Sache," empört sich der Mann. "Sie hat deshalb die Liste verbrannt, weil sie sie nicht mehr braucht, und weil wir uns wieder nach der Scheidung vertragen haben. Wir leben zusammen, wie Mann und Frau, Tatjana! Sie können ja meine Frau fragen."

"Es ist tatsächlich wahr, Genosse Richter, ich lebe wieder mit dem Piotr zusammen, aber ohne Duplikat bin ich verloren, wie zwei mal zwei vier, ich bin verloren."

"Wozu brauchst du ein Duplikat, du Dummkopf, wenn wir uns wieder vertragen haben?" schreit der Mann.

"Na, auf jeden Fall, mein Lieber, ich muß doch auch meine Stütze haben ..."

"Wozu, zum Teufel? Genosse Richter, betrachten Sie es doch vom Kern der Sache ... das ist ja unerhört, eine Frau mit einem Duplikat. Es ist ja lächerlich geradezu."

"Du kannst ja lachen, aber für mich ist es eine Rettung ..."

"Das ist doch nur eine dumme Bemerkung! Solange ich die Vollzugsliste auf meiner Brust hatte - lehrte Piotr zu seiner Familie zurück und benahm sich anständig. Aber als er erfahren hat, daß ich die Liste verheerend verbrannt habe, wurde er sofort groß und frech ..."

"Das ist eine Lüge! Vom Kern der Sache ..."

"Was ist denn eine Lüge?"

"Das Gericht gibt jedoch ein Duplikat der Vollzugsliste der Frau. Der empörte Gatte schreit:

"Eine Frau mit dem Duplikat! Man kann sich ja kaum vorstellen! Vom Kern der Sache ..."

"Man kann ja nicht anders auskommen mit dir, du Herumflüchtiger," sagte sie begütigend, doch leuchtenden Blickes. "Das Duplikat bedeutet doch das Glück unserer Ehe. Verzeihst du denn das nicht?"

Autorisierte Uebersetzung aus dem Russischen.

Chinesische Anekdoten.

Von Y. C. Chin.

(Berechtigte Uebersetzung von Nimi Zoff.)

Li Hung Chang und der Manchü-General.

Li Hung Chang sprach mit seinem ersten Sekretär, wobei er wie gewöhnlich seine „Gau“-Pfeife rauchte.

„Die Einrichtung muß stattfinden," rief er und schlug mit der Faust auf den Tisch.

Er war damals Vizeminister von Krantung. Als Veteran des Tai-Ping-Aufstandes, Premierminister, Staatsrat und Diplomat, war seine Stellung als erster Mann des Staates unbestritten. Sein Ansehen war über die ganze Welt verbreitet und er genoß Vorrechte, die den anderen Vizeministern versagt blieben. Dennoch war dem ersten Sekretär in bezug auf den eben gefaßten Beschluß nicht ganz wohl zumute. Er witterte überall dunkle Mächte.

„Zeit sei es von mir," sprach er, „die Weisheit des Beschlusses Eurer Excellenz zu bezweifeln; Gerechtigkeit ist Gerechtigkeit, und schließt normalerweise jede Rücksicht auf unerwünschte Konsequenzen aus. Aber in diesem Falle wäre vielleicht doch zu bedenken, daß der Berurteilte ein Günstling, sogar ein Verwandter des hiesigen Manchü-Generals ist und der Manchü-General ..."

„Mein Entschluß steht fest. Ich ersuche Sie, den Befehl in fünf Minuten ausstellen zu lassen," antwortete der ehrwürdige Mann. Er hüpfelte, erhob sich langsam aus seinem Sesseln, und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen.

„Ich werde übrigens im Garten sein," fügte er hinzu.

„Bringen Sie mir, bitte, die gesammelten Gedächtnisse von Chi Chou Nau."

Der Kommandant der vizeministerlichen Garde hatte eine schwere Aufgabe zu lösen. Atemlos kam er zu dem Sekretär gerannt, sich zu beraten.

„Was soll ich tun?" fragte er. „Seine Excellenz, der Manchü-General besteht auf einer Audienz mit Ihrer Excellenz, dem Vizeminister. Aber Seine Excellenz, der Vizeminister, liegt im Garten und schläft."

Der Sekretär war ein gelehrter Mann. Ein Schüler in China ist ein Schüler des Confucius und ein Schüler des Confucius weiß stets, was sich für eine geeignete Situation schickt. Wenn man ihn in seinem Frieden störte, so war er geneigt, grob zu werden; um jedoch zu zeigen, daß ihn seine Selbstbeherrschung nie verlassen könnte, lächelte er ein nachsichtiges Lächeln.

„Sind Sie nicht auf den Gedanken gekommen, daß man Seine Excellenz wecken könnte?"

„Doch, Sir," antwortete der Offizier. „Aber seit wenigen Monaten besteht der Befehl, Seine Excellenz unter keinen Umständen zu wecken, wenn er schläft."

„Das stimmt," wiederholte er. „Er ging einigemale auf und ab, dann wies er plötzlich auf den verwirrten Kommandanten und sagte mit Autorität: 'Führen Sie den Manchü-General in den Garten und lassen Sie ihn warten. Erklären Sie ihm, daß Seine Excellenz nicht geweckt werden darf, daß er jedoch nicht lange schlafen wird.'"

Im Garten jedoch wartete der General eine volle Stunde. Als Li Hung Chang endlich aufwachte, war der General halbtot vor Aufregung.

„Verzeihen Sie," sprach er, indem er den General begrüßte: „Ich las hier ein paar Gedächtnisse und schlief darüber ein. Man wird alt. Aber ich hoffe doch, daß Eure Excellenz nicht zu lange warten mußten."

„Was - dieser Dummkopf, dieser Schuft von einem Kommandanten hat ..." Li Hung Chang wurde sichtlich und hörbar immer erregter.

„Ich sehe Eure Excellenz an, sich zu beruhigen. Ich bin in einer sehr ernsten Angelegenheit hier. Ich habe gehört, daß einer meiner armen Verwandten ein schweres Verbrechen begangen hat. Ich kenne seine Verhältnisse, wie kein anderer; sie sind die denkbar schwierigsten. Eure Excellenz waren immer barmherzig. Ich möchte deshalb versuchen, Eurer Excellenz die näheren Umstände ..."

„Ihr Wort genügt mir, General. Es besteht keine Notwendigkeit, auf die näheren Umstände einzugehen. Uebrigens bin ich Ihnen gegenüber zu jedem Dienst bereit, General."

Worauf er, ohne einen Augenblick zu zögern, nach seinem Sekretär schickte und ihm den Auftrag gab, den ersten Befehl zurückzugeben und zwei Reiter auszuschicken, um die Hinrichtung aufzuhalten.

Inzwischen lachten der Vizeminister und der Manchü-General über die Geschichte des Chi Chou Nau.

„Diese zweite Zelle gefällt mir besonders," sagte Li Hung Chang, und strich seinen weißen Bart.

Die Reiter kamen bald zurück und meldeten, daß die Hinrichtung schon vollzogen war.

„Bovon, zum Teufel, redet ihr da?" fragte der ehrwürdige Greis.

Der Hühnerkopf.

General Bon diente unter dem Marquis gegen Tai-Ping-Rebellen. Er war ein gediegener, talfräftiger und entschlossener Mann, der bei der geringsten Provokation explodierte. Er war ein ausgeprochenes Hühnerkopf. Vollständig ungebildet. Das einzige Wort, das er schreiben konnte, war sein Zuname.

Er wurde in der Provinz Anhwei von den Rebellen umzingelt, und die Stadt, in die er flüchtete, wurde belagert. Die Nahrungsmittel gingen an auszugehen, und die Soldaten wurden müde, erschöpft und mutlos. Die Stadt konnte sich nicht länger als drei Tage halten.

„Schild ein dringendes Gesuch an den Marquis," sagte der General zu seinen Sekretären, „Verstärkung natürlich. Es ist nicht ein Augenblick zu verlieren."

Die Sekretäre zogen sich in ihr Zimmer zurück und schritten an die Formulierung ihrer Schrift. Der Marquis war ein gelehrter erster Ranges und seine Intoleranz gegen schlecht stilisierte amtliche Noten war allgemein bekannt. Die Sekretäre kratzten sich die Köpfe, um die richtigen Worte zu finden, und sangen sich ihre Kompositionen vor, um zu sehen, ob sie sich „gut lasen". Mitten drin kam der General ins Zimmer gestürzt.

„Ihr Dummköpfe! Eine volle halbe Stunde warte ich schon, und ihr sitzt hier und wackelt mit den Köpfen wie Hunde. Hinaus mit euch! Ich werde die Note selbst schreiben."

„Aber - - -" wagte einer der Sekretäre einzuwerfen.

„Hinaus! Hört Ihr?" donnerte der General. Die Sekretäre blickten einander voll Verzweiflung an. Obgleich sie sich des Ernstes der Situation voll bewußt waren, waren sie nicht imstande, sich ihrem Kommando zu verschließen. Der General konnte außer seinem Zunamen nicht ein Wort schreiben.

„Was, in aller Welt, wird er tun?" dachte ein jeder.

Am nächsten Tage erhielt der Marquis die Note. Er öffnete sie und das einzige Wort, daß er sah, war „Bon", und dieses einzige Wort war von vielen Punkten rings umzingelt. Einen Augenblick wußte er nicht, was dies zu bedeuten hätte. Dann kam ihm wie ein Blitzstrahl die Erkenntnis, und er sandte dem General dreitausend Soldaten zu Hilfe. —

Das Badekostüm.

Von Karl Ettlinger.

Meiner Leni spuckt der Urlaub im Kopf. Und zwar will sie an einen bayerischen See. „Liebe Leni", sage ich, „tue das nicht! Wie leicht kann von einer Filmaufnahme her ein Krotobil in so einem See zurückgeblieben sein - nein, fahren wir lieber in den Schwarzwald!"

Die Leni widerspricht, ich widersprach, meinerseits, und des langen Widerstreits kurzer Sinn: wir fahren an einen bayerischen See. Ich glaube, der einzige Mann, der jemals seinen Willen einer Frau gegenüber durchgesetzt hat, war der Nam, damals, als die Eva noch Rippe war. Wenn eine Frau schwärmerisch zu einem Mann sagt: „Mein Feld!", dann meint sie: „Mein Pantoffelfeld!" Der Mann hat die Kraft, aber die Frau hat den Mund.

Natürlich will die Leni in dem See schwimmen, und für das Schwimmen habe ich gar nichts übrig, seitdem mich einmal, als ich im Badekostüm stolzierte, ein Mann gefragt hat, ob ich vielleicht der letzte Aetete sei. Ich habe an den Baden zu viel schlante Linien; ich muß offen eingestehen: wenn mir jemals eine Kralbshare mit so wenig Fleisch serviert würde, würde ich sie zurückgehen lassen. Auch meine Arme weisen viel zu viel Taille auf. Nun ja, alle Windhunde müssen schlank sein.

Wenn ein weibliches Wesen schwimmen will, braucht es ein Badekostüm. Das Praktischste auf dem Gebiete der Damenmode ist das Verwandlungskleid; man knöpft an einem Morgenkleid irgendetwas ab oder zu, dann ist es ein Abendkleid. Meistens knöpft man ab. Im Abnötigen sind überhaupt viele Frauen Virtuosen. Oder man rafft an einem Strahlenkleid irgendetwas oder läßt irgendeine Soiffite daran herumter, dann ist es ein Teekleid. Eigentlich ist das gar nichts Neues. Ich habe mir einmal als Gelegenheitskauf eine karierte Hofe gekauft, damit kam ich in den Regen und dann wars eine Badekostüm. Und neulich kam mir mein Dadel Lumpi über meine Fradtschöße; seitdem ist der Grad ein Smoking.

Also die Leni beschloß, ihr Badekleid in ein Badekostüm zu „verwandeln". Das ist nicht schwer. Denn der Unterschied zwischen einem Badekleid und einem Badekostüm ist sowieso nicht sehr groß. Natürlich mußte ich mein Urteil über das Badekleid abgeben.

„Hast du es schon an?" fragte ich entsezt, als die Leni in diesem Kostüm vor mir stand. Es war, als ob ein Zauberkünstler seine Apparate erklärt: „Sie sehen, meine Herrschaften, es ist oben nichts und es ist unten nichts!"

„Liebe Leni!", sagte ich, „einen Vorteil hat dieses Kostüm: wenn du im Bade erkrankst, solltest, braucht der Arzt nicht erst zu sagen: „Ziehen Sie sich aus!" Ausgeschlossen, daß ich so mit dir schwimmen geh! Da war ja das Feigenblatt der Eva das reinste Capelleid dagegen! Das gibt ja eine Haufe in Sperrgläsern, wenn du so am Strand herumläufst! Und außerdem paßt das Kostüm gar nicht zu deiner Haarfarbe!"

Das letztere war ausschlaggebend. Schläne, dein Name ist Karfiken! Die Leni kaufte sich mehrere Kilogramm Badekostümblätter und baute ein neues Badekostüm. Sie hat mir nicht verraten, woraus sie es „verwandelt", aber als ich es sah, kam mir der Verdacht: das hat sie aus einer Krawatte von mir gemacht, indem sie die Hälfte wegschnitt!

„Wie gefällt es dir?" fragte Leni stolz.

„Lieber Schatz", erwiderte ich, „wenn ich das Glück hätte, mit einem Suabesinger befreundet zu sein, würde ich ihn bitten, dir seinen Lebdenskurz zu leihen! Du siehst ja aus wie eine Monna Hanna, die ihren Mantel in der Garberobe abgegeben hat! Dieses Kostüm hast du wohl unterm Mikroskop geschneidert? Unmöglich kannst du dieses Badekleid mitnehmen! Wenn du eine Moite hineinkommst, sagt sie: das ist mir zu wenig Frühstück! Das ist ja beinahe kniefrei bis zum Ohrring! Wir wollen schwimmen gehen, aber keine Reube ausschöpfen! Vasta, punktum, Streusand, Löscher!"

Natürlich bekam die Leni über meinen Tadel ihres zweiten Badekostüms einen Wutausbruch. Und wenn ich nicht behauptet hätte, dieses Kostüm mache sie zu torpulent, hätte sie sich nie und nimmer zur Verwandlung eines dritten Badekostüms entschlossen. Man erspare mir dessen Beschreibung; ich habe mir das Kostüm schenken lassen; wenn mir meine Halswirbeln einen Saum drumnaht, kann ich es als Taschentuch tragen.

Gestern hat jemand mitten im Münchener Nationalmuseum eine Watsche gekriegt. Im Ritteraal. Da war ein Herr sich sage nicht, wer es war, der sagte zu seiner Dame: „Du, Leni, sieh mal, aus dieser Ritterrüstung solltest du dir ein Badekostüm zurechtverwandeln!" Und dann bekam er eine Watsche auf dem Kopf, denn der Lobengrün trägt doch am Strand eine Ritterrüstung! Aber schließlich, mich ging ja die Watsche nichts an, denn ich sage nicht, wer der Herr war! Ich mischte mich auch gar nicht in die Angelegenheit hinein, sondern ging ruhig weiter, als wäre nichts passiert. Erlerns, weil man seinen Streit ansagen soll, und zweitens, weil ich zwei Wangen habe.

Nachschrift: Die Leni hat sich ein viertes Kostüm geschneidert. Das kriegt ich aber erst zu sehen, wenn wir draußen an dem See sind. Wenn der Leser demnächt in der Zeitung liest: „An einem bayerischen See leidet Aetete in ohnmächtigen Zustand gefunden", dann bitte ich, diesen Aeteten in meiner Wohnung abzugeben.

Humor.

Der Erbe. Erster Einbrecher: „Was soll Ihr Heiner Junge werden, wenn er groß ist?" — Zweiter Einbrecher: „Er wird schon den Fingerspuren seines Vaters folgen."

Auch ein Pensionierter. Durch das Dorf ging ein Herr im Sportanzug. Er war früher Pfarrer gewesen. „Wer ist denn das?" fragte eine Dame. „Der Herr da", lautete die Antwort eines Znikers, „das ist ein pensionierter Christ."

Autoschnuppen. A. (zum Autofahrer): „Mein Lieber, du siehst aber schlimm aus! Was sind das denn für zwei dicke Geschwulste an deiner Stirn? Hastest du einen Zusammenstoß?" — Autofahrer: „Nein, das kommt vom Heichschnuppen. Jedesmal, wenn ich niesen muß, haue ich mit der Stirn gegen das Steuerrad!"

Enfant terrible. Mutter (zum Töchterchen, das zu Kaffe und Kuchen bei einer Freundin eingeladen ist): „Nun, mein Liebling, sei brav und schau zu, daß du rein und sauber bei deiner Freundin ankommst. Die denken ja sonst, was muß das Kind für eine unordentliche Mutter haben."

Töchterchen: „Ach, hab' mir keine Angst, Muttli, darüber rede ich nicht."

Unverkündlich. Ein Auswanderer hatte soeben seine Fahrkarte im Schiffsbüro erhalten. „Und wo ist Ihr Koffer?" fragte der Beamte. „Was soll ich mit einem Koffer anfangen?" war die Gegenfrage des Auswanderers. „Komische Frage," bemerkte der Beamte, „selbstverständlich zum Unterbringen Ihrer Sachen." „Was?" rief der entarrückte Auswanderer, „soll ich etwa nackt an Bord kommen?"

Ein Vorschlag. „Mein Mann wird den Preis zu hoch finden," änderte die elegante Dame zum Verkäufer, der die Herrlichkeiten des Stofflagers vor ihr ausgebreitet hatte. „Aber erlauben Sie, gnädige Frau," sagte der junge Mann, „anderer Mann finden als noch einmal eine solche Gelegenheit!"

Sozialer Ansgleich. Ein Drohschengaul (zum andern): „Heute habe ich Feiertag, — mein Herr hat heute den Pellschenstiel auf seiner Frau Kaputtgeschlagen."

Der der tum nicht m Aber schulen, über gen, über Z nicht allzuwi Allen, genbringen, gewähren ist Bald Polen an ziehen. Si schen Grupp Dieser Kosn stät ganz v soft an alle schau, Lemb sber Hochsch Berlin Lan Polen. In und Galizie aus Posen einigung geschlossen. Kultusmin Hochschüle Ober schlüsse ist Volkstums.

Es f Adolf Egn berühmten sprach. D ersenmal Mangel a Schichten Vorgänge dieser Zei summt von lagern ge Es i geßte T auch der teit für F tung beo bürger s Staates staot ist i wilmehr Lebensno nehmen. Jahren d im Staat den; nur im Staat vorbereit der Stui aber, da In einer von seine ausübt werden ihre besd Grundlo fügen, d mit Zur Es sach, w befindet, zwischn Weltans deutscher dieser N beide Mensd scheidun unferer lagen d saßt hal ihrer I müssen Neigun urteilen viele u nicht g darüber diese Fe wenn i dieser wenn i Reiche von he Klasse

Der Student

Sonderbeiblatt aus Anlaß der Veranstaltung der hiesigen deutschen Studenten.

Zum Geleit!

Der deutsche Student ist unserem heimischen Deutschtum nicht mehr fremd.

Aber über unser Leben und Treiben an den Hochschulen, über die Gedanken und Ideen, die uns bewegen, über Ziele, die uns vorschweben, dürfte man noch nicht allzuviel wissen.

Allen, die unseren Bestrebungen Interesse entgegenbringen, einen kleinen Einblick in unsere Arbeit zu gewähren ist Aufgabe dieser und nachstehender Zeilen.

Bald nach dem Kriege begannen Deutsche aus Polen an die Hochschulen des In- und Auslandes zu ziehen. Sie fanden sich nach und nach zu landsmännlichen Gruppen zusammen. Aus den anfangs ganz losen Gruppen bildeten sich engere feste Zusammenschlüsse.

Dieser Konsolidierungsprozeß war nach Zeit und Intensität ganz verschieden. Heute aber haben wir doch schon fast an allen Hochschulen unseres Landes, wie in Warschau, Lemberg, Krakau, Posen festgefügte Vereine deutscher Hochschüler und im Reiche in Leipzig, München, Berlin Landsmannschaften Studierender Deutscher aus Polen. In Danzig sind die Studierenden Kongregations und Galziens in der „Firmitas“ L. D. St. P., und die aus Posen und Pommerellen stammenden in der Vereinigung Deutscher Hochschüler Westpolens zusammen geschlossen. Die Satzungen aller V. D. H. sind vom Kultusministerium genehmigt. Die der L. L. von den Hochschulbehörden.

Oberstes Prinzip all dieser studentischen Zusammenschlüsse ist das Heranbilden bewußter Vertreter unseres Volkstums.

Student und Politik.

Es sind schon fast vierzig Jahre vergangen, als Adolf Exner, Professor der Wiener Universität, in seiner berühmten Rektoratsrede (1891) über politische Bildung sprach. Dieser geistvolle Rechtslehrer hat damals zum erstenmal von solcher Stelle die Anklage über den Mangel an politischer Bildung gerade in den gebildeten Schichten und über ihre geringe Anteilnahme an den Vorgängen des eigenen Volkslebens erhoben. Seit dieser Zeit ist diese Klage überhaupt nicht mehr verstummt und erschallt immer wieder aus allen Parteilagern geistiger Arbeit.

Es ist leider eine Tatsache, daß nicht nur der größte Teil der deutschen Studenten in Polen sondern auch der übrigen Intelligenz eine völlige Interesslosigkeit für Politik zeigt. Diese Erscheinung konnte Geltung beanspruchen für eine Zeit, in der die Staatsbürger fast gar keinen Einfluß auf die Geschicke des Staates hatten; aber für einen demokratischen Volksstaat ist eine Abneigung zur Politik gar nicht am Platze, vielmehr besteht für uns als völkische Minderheit die Lebensnotwendigkeit, an der Politik regen Anteil zu nehmen. Ein deutscher Hochschullehrer hat vor hundert Jahren den jungen Studenten zugerufen: „Nicht, was im Staate geschehen soll oder nicht, habt ihr zu berechnen; nur das geziemt euch zu überlegen, wie ihr einst im Staate handeln sollt und wie ihr euch würdig dazu vorbereitet.“ Das ist eine Antwort auf die Frage, wie der Student sich zur Politik stellen soll. Man erkennt aber, daß diese Antwort keine klaren Grenzen zieht. In einem demokratischen Staate, wo der Staatsbürger von seinem 21. Lebensjahre an das aktive Wahlrecht ausübt, muß insbesondere von Studenten gefordert werden, daß sie sich für Politik interessieren, sich mit ihr beschäftigen und namentlich ihre wissenschaftlichen Grundlagen zu erforschen suchen. Man könnte hinzufügen, daß der Student Politik, soweit sie aktiv wird, mit Zurückhaltung, mit Mäßigung treiben soll.

Es ergibt sich die Notwendigkeit, auf eine Tatsache, welche sich im Mittelpunkt der heutigen Zeit befindet, hinzuweisen. Wir erleben heute den Kampf zwischen zwei einander diametral gegenüberstehenden Weltanschauungen. Die Organisation der werktätigen deutschen Bevölkerung in Polen ist die Vertreterin einer dieser Weltanschauungen. Es soll hier nicht näher auf beide Weltanschauungen eingegangen werden. Für eine dieser Weltanschauungen muß sich aber ein gebildeter Mensch entscheiden. Wenn wir, Studenten, unsere Entscheidung treffen wollen, müssen wir von der Geschichte unserer Tage ausgehen. Diejenigen, die die Grundlagen der beiden Weltanschauungen gründlich nicht erfassen haben, müssen es als Pflicht ansehen, die Lücke ihrer Bildung in dieser Hinsicht auszufüllen. Hüten müssen wir uns aber vor der gefährlichen und flachen Neigung, die Mitmenschen nach ihrer Gesinnung zu beurteilen. Als Beispiel will ich nur erwähnen, daß viele unserer Studenten ihren werktätigen Landsleuten nicht genügend Beachtung schenken. Wir sollen uns darüber klar sein, was für ein gewaltiger Kulturfaktor die Arbeiterbewegung ist. Man kann sich die Größe dieser kulturellen Bedeutung am besten klar machen, wenn man die Lage der deutschen Arbeiterklasse im Reiche aus der Zeit von vor fünfzig Jahren mit der von heute vergleicht. Laster, die damals die arbeitende Klasse verheert und verwüßt haben, kennt man heute

zum Teil nur dem Namen nach. Ein Durst nach Wissen, nach geistiger Betätigung ist durch die Arbeiterbewegung in die Massen getragen worden, den man früher nicht kannte und an dessen nahe Geburtsstunde auch der größte Optimist und Philantrop nicht geglaubt haben würde. Jede Weltanschauung bietet Erhabenes, keine beruht auf Zufall. Auch auf die Weltanschauungen kann man das schöne Wort Lessings beziehen: „Es eifere jeder seiner unbestochenen, von Verurteilen freien Liebe nach.“

Zusammenfassend muß also gesagt werden: Gerade der Student soll sich mit Politik beschäftigen; denn vermöge seiner überlegenen Bildung, die er in viel höherem Maße der Allgemeinheit als den eigenen Eltern verdankt, ist er dazu berufen, seinem Volk und Staat Führer zu werden. Wer aber ein Meister werden will, muß früh anfangen. Es könnte Einwendung erhoben werden, daß die Fachstudien unter der intensiven Beschäftigung des jungen Studenten mit Politik leiden können. Gerade der Ernst, zu dem ihm die Beschäftigung mit der Politik und den Wissenschaften der Politik verhilft, wird ihm bei seinen Fachstudien außerordentlich vom Nutzen sein. Wenn mir jemand etwa noch entgegenhält, der Student solle seine Jugend und sein Dasein genießen, so bestreite ich den Kommilitonen zu einer solchen Auffassung in der heutigen Zeit völlig das Recht. Die Frage also, ob der Student Politik treiben soll, muß mit aller Entschiedenheit bejaht werden.

Alfred Schudlich,
stud. mach.

Danzig, im September 1927.

Studentische Selbsthilfe.

Die Ueberschrift besagt eigentlich schon das Wesentliche des vorstehenden Artikels. „Studentische Selbsthilfe“ ist eine zweckmäßig organisierte Studentenerbeit zur Befriedigung nicht nur der wirtschaftlichen, sondern auch geistigen Interessen der Studierenden. Weshalb denn gerade „Studentische Selbsthilfe“? Überall, wo es Studenten gibt, ist auch Studentennot vorhanden. Das Leben hat aber gezeigt, daß der Staat und die Gesellschaft nicht immer dem Akademiker hilfreich zur Seite stehen deshalb mußten die Studenten, die doch ihre Räte am besten kennen, den Weg der Selbsthilfe beschreiten.

Ehemaligen Studenten und auch Nichtstudenten, die für akademische Fragen Interesse gezeigt haben, wird es bekannt sein, was für staunenswerte Werte studentische Selbsthilfe hat erstehen lassen, welche ungeheure Arbeit sie geleistet hat. Es soll nur das Entstehen der berühmten „Deutschen Studentenhäuser“ in Deutschland wie die Schaffung großartiger studentischer Selbsthilfeorganisationen im Auslande (England, Amerika, Schweiz) erwähnt werden. In diesen Studentenhäusern befinden sich sowohl Bäckereien, Bezugszimmer und Druckereien als auch Wohnungen, Kassen, Schulkassen, Schenkerien, Musikschulen usw., welche Einrichtungen den Ideen der Studierenden gerecht werden. Durch das Anlegen moderner Sportplätze ist den Studenten die Möglichkeit und Gelegenheit zur körperlichen Erziehung und Erhaltung geschaffen worden.

Es drängt sich von allein die Frage auf: Auf welche Weise konnten derartige Hilfswerke entstehen? Zweifelsohne haben die studentischen Organisationen vielfach Zuflucht bezw. langfristige Darlehen vom Staate, Kommunalbehörden oder Privatpersonen erhalten. Aber eins darf nicht unterschätzt werden: Der wichtigste Faktor, der die eben erwähnte soziale Leistung der Studentenschaft ermöglicht hat, ist und bleibt die eigene zähe Arbeit der Studenten. Es wäre aber ein Tragikluch anzunehmen, daß die wirtschaftliche Lage aller Studenten rosig ausfällt. Wenn das bisher Gesagte durchaus noch kein Ideal darstellt, wenn man bedankt, daß die Not der Werkstudenten bisher nicht aus der Welt geschafft noch gelindert worden ist, so lehrt es uns, daß der von der Studentenschaft beschrittene Weg der Selbsthilfe, der auch der Genossenschaftsgedanke zugrunde liegt, der richtige ist.

Für uns deutsche Studierende Polens können die Leistungen und Erfolge der Kommilitonen in Deutschland und im Auslande auf studentisch-sozialem Gebiete nur als Vorbild dienen. Durch unsere Lage sind wir auf die eigene Arbeit als einziges aber dafür sicherstes Gut angewiesen. Auf die Hilfe des Staates können wir vorläufig nicht hoffen; unsere Gesellschaft bringt ebenfalls ihren Studenten nicht immer das nötige Interesse entgegen, was uns also bleibt ist der Glaube an unsere Kraft, an unsere eigene Arbeit für uns selbst, aber auch dadurch für das gesamte Deutschtum in Polen.

Es fragt sich nun: inwiefern können wir den Gedanken der studentischen Selbsthilfe in die Tat umsetzen, hierzu findet sich vielfach Gelegenheit. Es ist allgemein bekannt, daß Studenten oft in finanzielle Not geraten. In solchen Fällen muß schnelle Hilfe eintriften, wenn das Studium, Vereinsarbeit usw. darunter nicht leiden sollen. Da wird oft viel Zeit auf der Suche nach etwas Geld zwecklos vergeht. Diese Tatsache hat den Schreiber dieser Zeilen auf den Gedanken der Gründung einer „Selbsthilfsklasse“ geführt, die sich in Danzig be-

währt hat. Die Selbsthilfsklasse ist auf dem Genossenschaftsprinzip aufgebaut. Die Mitglieder verpflichten sich der Klasse regelmäßig kleine Einlagen zu leisten, welche bei Austritt zurückgezahlt werden. Die Hilfsklasse dagegen stellt sich die Aufgabe, ihren Mitgliedern kurz- und langfristige Darlehen zu organisieren. Schon nach dreimonatigem Bestehen solch einer Klasse lassen sich greifbare Erfolge feststellen. Es sei nebenbei bemerkt, daß eine derartige Selbsthilfsklasse verschiedene Ausbaumöglichkeiten in sich schließt, die selbstverständlich von der Organisation derselben abhängen. Die monatlichen kleinen Einlagen belasten kaum fühlbar das Budget des Studenten, dafür bleibt aber der eigene Vorteil nicht aus. Studentische Selbsthilfe kann von uns auch in anderer Hinsicht geleistet werden. Für viele minder- und unbemittelte Kommilitonen kommt die Vermittlung von Nebenverberbsarbeit und Unterrichtsstunden in Frage. Diese Vermittlungsarbeit kann sich, wenn sie organisiert ist, sehr erfolgreich auswirken. Weiter kann das Anlegen einer Bäckerei und der Vertrieb gebrauchter Bücher und anderer Bedarfsmittel empfohlen werden. Alle die angeschnittenen Fragen können (zum Teil sind sie auch schon) von uns verwirklicht werden.

Trotzdem die Selbsthilfe rein wirtschaftlichen Zwecken dient, ist ihr tieferer Sinn doch ideeller Natur, da gerade durch die studentische Selbsthilfeorganisationen die Idee der Gemeinschaft gepflegt wird. Der junge Student, der sich mit dem ganzen Feuer seiner ersten zwei Semester der Selbsthilfe der Studentenschaft zur Verfügung stellt, der hat doch vorher schon das Bestreben gehabt, mit seiner überschüssigen Kraft der Allgemeinheit der Kommilitonen zu dienen. Und diese Befriedigung, die der einzelne darin findet, sein eigenes „Ich“ dem „Wir“ unterzuordnen, das Gemeinschaftsgefühl, das durch die studentische Selbsthilfe gefördert wird, wird uns auch später im Kampfe um unsere Rechte vom Nutzen sein.

Alfred Schudlich,
stud. mach.

Danzig, im September 1927.

Firmitas.

1920 gingen die ersten Bodzer deutschen Studenten nach Danzig, um an der dortigen Technischen Hochschule zu studieren. Die Verhältnisse waren damals noch nicht geordnet, und in früherer Erinnerung standen allen noch die Kriegsergebnisse. Die Studentenschaft bestand überwiegend aus Kriegsteilnehmern, die mitunter schon in reiferem Alter ihr Studium zu Ende führten. Die Gründung der Danziger Studentenschaft, die Neuordnung verschiedener Fragen an der Hochschule stellte die Studentenschaft vor neue Aufgaben, die eifrig besprochen und um die maximal bestmöglich gestritten wurde. Die Lage hatte eine dem Auslande gegenüber gereizte Stimmung zur Folge, die aus einer gewissen Unkenntnis heraus manchmal auch auf dem Auslandsdeutschen ausgesprochen wurde. Die einzelnen auslandsdeutschen Gruppen waren noch nicht zahlreich genug, um sich durchsetzen zu können. Die Folge war, daß jeder seinen Weg allein ging. Entschwerend wirkten auch die widrigen Wohn- und Lebensverhältnisse. Die gemeinsame Not steigerte andererseits den Willen zum Zusammenschluß. Doch erst als durch frischen Zugang von Landsleuten, deren Zahl auf 10 Mann (fast ausschließlich Bodzer) gestiegen war, konnten die einleitenden Schritte zur Gründung einer Vereinigung auf landsmännlicher Basis unternommen werden. Es bedurfte jedoch monatelanger Vorarbeiten, bis die Richtlinien festlagen und die Satzungen der „Firmitas“, Vereinigung deutscher Studierender Polens, an der Technischen Hochschule in Danzig im Herbst 1922 bestätigt werden konnten, denn leider verzögert es sich damals so, daß niemand die hilfreiche Hand zur Unterstützung bot. Auf einigen Gesellschaftsabenden ist in Bodz im Winter 1922 und dann 1923 sogar der Versuch gemacht worden, mit der Gesellschaft in nähere Beziehung zu treten, es blieb aber nur die Erinnerung an ein paar gemächliche Stunden. Klein mußte angefangen werden, doch nicht umsonst ist als Rufname der Vereinigung das Wort „Firmitas“, d. h. Festigkeit, Beharrlichkeit, gewählt worden. Die Arbeit ist die Hauptsache. Die Arbeit am Einzelmitglied, Förderung seiner geistigen Entwicklung und Vorbereitung für den späteren Beruf.

Bei der Arbeit am Einzelmitglied hieß es, den Genossenschaftsgeist zu wecken, das Verantwortungsgefühl und Treue sowohl zur polnischen Heimat, wie auch zum angestammten Volkstum zu pflegen und Charaktermenschen heranzubilden. Um dieses Ziel besser erreichen zu können, ist die Vereinigung, die anfänglich aus rein technischen Gründen nur als loser Zusammenschluß der Mitglieder möglich war, immer straffer umgebaut worden. Es wurden der Duzломмент, der Fachunterricht, das Turnen und Fechten und als gefällige Veranstaltungen Rauschen, Gesangsabende und gemeinsame Ausflüge eingeführt. Bis mit der Zeit die alten Satzungen derart unvollkommen empfunden wurden, daß sie nochmals umgearbeitet werden mußten. Nachdem sie im Frühjahr 1927 ihre Bestätigung erlangt hatten, entstand die „Firmitas“ jetzt als Landsmannschaft in einer neuen, viel einheitlicheren Form.

Die kulturelle Entwicklung wird durch Vorträge, Diskussionsabende gefördert, durch die der Gedanke geistlich und die Redakant entwickelt werden soll. Sie sind als Vorbereitung für die spätere Arbeit in der Volksgemeinschaft anzufassen. Der Student fühlt sich heute nicht als Angehöriger einer Klasse, sondern als Bürger, und das verpflichtet ihn, das Erlernte und Durchdachte auch anderen nutzbar zu machen.

In der dritten, doch nicht der letzten Aufgabe, Vorbereitung für den späteren Beruf, liegt vielleicht der einzig bedeutende Unterschied zwischen der „Firmitas“ und den Vereinigungen an den Universitäten. Sie ist in gewisser Hinsicht als eine technische Verbindung anzufassen, da ihre Mitglieder fast ausschließlich die Technik Studierende sind. Der Ton ist ein anderer und der Ton macht die Musik. Doch gerade hierin liegt eine in zweiterlei Hinsicht große und besonders schöne Aufgabe. Einerseits geht es für diejenigen, die später einmal in der Lodzger Industrie wirken sollten, dort das Erbe der Väter, die vor Jahren ins Land gerufen worden sind, zu erwerben, um es zu besitzen, an dem inneren wie äußeren Ausbau der Industrie mitzuwirken. Als zweite Aufgabe kommt hier noch die als Techniker im allgemeinen hinzu, die ihm durch die zunehmende Komplizierung des öffentlichen Lebens zugefallen ist, die wiederum nicht zu aller-

legt durch die Technik selbst verursacht worden ist. Wir leben ja im Zeitalter der Technik. Immer neue Erfindungen werden gemacht und von der Allgemeinheit gierig angenommen, meistens leider ohne inneres Verständnis, so daß der Einzelmann nicht mehr zum Beherrscher, sondern zum Sklaven der Technik wird.

Dipl. Ing. Eugen S. Kruscha.

Etwas vom Verein Deutscher Hochschüler in Krakau.

Der Krakauer Verein Deutscher Hochschüler besteht seit dem Studienjahr 1925/26. Ziel und Zweck des Vereins ist, sämtliche deutsche Studenten Krakaus um sich zu scharen, ihnen in geistiger und materieller Hinsicht Stütze zu sein, sie für die Belange ihres Volkstums nicht gleichgültig werden zu lassen.

Der V. D. H. in Krakau ist keine Verbindung in streng studentischem Sinne. Er zählt zu seinen Mitgliedern auch Studentinnen. Für sämtliche Mitglieder sind außerdem Vortragsabende vorgesehen, die in der Regel monatlich dreimal stattfinden. Die laufenden Vereinsangelegenheiten erledigen die Mitglieder des

inneren Kreises (Burschen) in den Monatsversammlungen. Die Burschen-Convente (B.C.), die zu Beginn des kommenden Studienjahres eingeführt werden, sollen wöchentlich einmal stattfinden und mehr der Pflege studentischen Geistes dienen. Für die Damen sind Damen-Convente vorgesehen.

Der Verein hat sich in der Zeit seines kaum zweijährigen Bestehens nach innen und außen stark entfaltet. Die Zahl der Mitglieder stieg im vergangenen Studienjahr von 17 auf 53. Fast alle Gebiete Polens haben ihre Vertreter im V. D. H., die meisten Kongresspolen, dann folgen das Teschener Schlesien, Oberschlesien, die Provinz Posen und Pommerellen. Daß in dem Verein starkes Leben pulsiert, beweisen seine Veranstaltungen im verflochtenen Studienjahre. So wurde in Krakau und in Neu-Sandez ein Krippenspiel aufgeführt, dann folgte in der Faschingszeit ein Theaterabend mit anschließendem Tanz und endlich im Mai die tapferste Leistung des Vereins: die Aufführung zweier Bühnenwerke des Herrn Prof. Sp. Wladimirovic anläßlich seines doppelten Jubiläums.

Wenn der Verein auch fernerhin soviel Lebenskraft aufbringt und seine Ziele so verfolgt wie bisher, wird er die in ihm gesetzten Erwartungen nicht täuschen.
L. Müller, stud. phil.

POD PROTEKTORATEM MINISTERSTWA PRZEMYSŁU i HANDLU

Wystawa ruchoma prób i wzorów przemysłu Krajowego w Łodzi

od dnia 15 września do 16 października 1927 r.

Teren Wystawy Łódzkiej w parku „Helenów“ zajmuje przeszło 15 hektarów. Główne pawilony kryte, przeznaczone na Wystawę obejmują powierzchnię 3000 m² Piękny Park i Ogród Kwiatowy. — Pierwszorzędna Restauracja. Probiernia Win Krajowych i Miodów.

Codziennie Koncert Orkiestry St. Namysłowskiego.

Kinematograf Propagandowy. — Radjo-Koncerty. — Megafony. — Sport. — Kioski Handlowe. — Szereg atrakcji. — Pozaatem program Wystawy przewiduje zabawy ogrodowe, poranki zabawowe dla dzieci, konkursy, przejazdki łodziami i t. p.

Program Wystawy: I. Przemysł. II. Rzemiosła. III. Zdobnictwo i Przemysł Ludowy. IV. Organizacje Państwowe, Społeczne i Komunalne, Propaganda Lotnicza oraz Kulturalno-Oświatowa.

Zgłoszenia przyjmują: w Warszawie—Chmielna 32, tel. 234-50, Wydział Propagandowy Wystawy Ruchomej. Godziny przyjęć od 2 do 4 popoł. i od 6 do 8 wieczorem. — W Łodzi: Biuro Parku „Helenów“ oraz Łódzka Agencja Wydawniczo-Reklamowa, Łódź, Piotrkowska 85.

Christl. Commisverein z. g. U.
in Łodz, Alje Kosciuszki 21, Tel. 3200.

In Kürze beginnen die beim Verein bestehenden

Unterrichts-Kurse

in folgenden Fächern:

Buchhaltung, Kaufmännisches Rechnen, Handelskorrespondenz polnisch, Handelskorrespondenz deutsch, polnisch, Französisch, Englisch und Stenographie.

Die Kurse sind für Mitglieder und Nichtmitglieder zugänglich. Anmeldungen werden täglich (mit Ausnahme von Sonntagen und Sonntag) in der Zeit von 10—2 und 6—8 Uhr im Vereinssekretariat entgegen genommen.

33 Die Verwaltung.

Goldene Medaille  **Ausstellung Rom 1926**

Oskar Kahlert, Łódź

Wólczajska-Strasse 109, Tel. 30-08

Glaschleiferei, Spiegel- und Metallrahmenfabrik und Vernichtungsanstalt.

Engros- und Detailverkauf von:

Hand-, Stell- und Wandspiegel, Trumeaus, Nideltabelle, Spiegel und geschliffene Kristallscheiben für Möbel und Bauzwecke.

Streng reelle Bedienung. 1845

BILLIGST und zu günstigsten Bedingungen erhältlich

von den vorzüglichsten **MÖBEL** bis zu den bescheidensten

NUR bei der Firma

F. NASIELSKI Góry, Rzgowska Nr. 2
Langjährige Garantie. Telephone 43-08.

Die Graphische Anstalt von J. Baranowski

Łodz, Petrikauer 109, Tel. 38-60

führt jegliche ins Fach Schlagende Arbeiten schnell, äußerst geschmackvoll und zu Konkurrenzpreisen aus, und zwar:

Aktienformulare, Programme, Preislisten, Zirkulare, Billets, Rechnungen, Quittungen, Firmenbriefbogen und Memorandums, Bücher, Werke, Nekrologe, Adressen, Prospekte, Deklarationen, Einladungen, Affische, Rechenschaftsberichte, Plakate, Tabellen, Karten jeglicher Art usw.

Für deutsche Vereine 10 Prozent Ermäßigung.

Billiges Angebot!!!

Stehspiegel auf Abzahlung innerhalb 3 Monaten.

Spiegel



ALFRED TESCHNER
ŁÓDŹ, JULUSZA 20

Sie beziehen Ihren Bedarf an Büchern, Zeitschriften, Modejournalen äußerst vorteilhaft und pünktlich durch

G. E. Ruppert

Buchhandlung, Łodz, Główna 21, Ecke Sienkiewicza. Tel. 26-65.

Zahnarzt

H. SAURER

Petrikauer Straße Nr. 6
empfangt von 10—1 und 5—7

Büro

der Sejmabgeordneten und Stadtverordneten der DSAP

Łodz, Petrikauer 109 rechte Offizine, Barriere

Auskunftsstelle für Rechtsfragen, Wohnungsangelegenheiten, Militärfragen, Steuerfachen u. dergl., Anfertigung von Gesuchen an alle Behörden, Anfertigung von Gerichtsklagen, Uebersetzungen.

Der Sekretär des Büros empfängt Interessenten täglich von 10 bis 1 Uhr und von 5 bis 7 Uhr, außer Sonn- und Feiertagen.

Sämtliche Schulbücher, Hefte und Schreibmaterialien sind zu haben in der Buchhandlung

G. E. Ruppert, Główna 21.

Schulranzen und Taschen in großer Auswahl

empfehlen das Spielwarengeschäft

J. Wollmann, Petrikauer 122.

Nr. 249

Die Ung...

Stroh...

Unvor...

bar blieb...

durch keine...

Daß wir...

unseren ge...

glichenhei...

ten Element...

teilen, wie...

im Harz u...

uns. Daß...

die wir für...

angekante...

zu lassen, b...

durchschreite...

gebirgen zu...

Bei

Mit ein...

General...

trieb spei...

teilung, d...

das famph...

Kammerlic...

Die Solde...

das Platte...

lassen der...

Und dar...

die wir all...

Gewehre u...

Rax Barti...

Buch „Der...

würde...

Die „Be...

der Prolet...

Arbeit und...

der Notati...

Der Unter...

und seien...

die ihre M...

Barrikaden...

An...

Nichtegel...

Korff und...

Zimmer, in...

brang auf...

schiedete si...

Auf ein...

nomina M...

Ich we...

Die Ko...

rinas um i...

abläßig di...

were an...

verhandelt...

mensche...

dehnen ei...

volation in...

Zu...

Korridor d...

unige Pra...

trommelte...

die Notati...

wurde abh...

die innae...

Wir si...

und vertou...

haben weic...

verhandelt...

ihnen. Und...

Katastrophen und kein Ende!

Kommt eine neue Katastrophen-Ära. — Nachdenkliches zu den letzten Unwettern.

Die Unglückspropheten, die auch das Jahr 1927 als Katastrophenjahr ankündigten, scheinen recht zu behalten. Unvorstellbar erschien uns der Umfang der gewaltigen Ueberschwemmungskatastrophe im Gebiet des Vaters aller Ströme, im Mississippi-Becken. Wir waren geneigt, an die üblichen Ueberschwemmungen des amerikanischen Journalismus zu glauben. Erst als die Filmbilder wenigstens einen schwachen Teil überblick über das Ueberschwemmungsgebiet gaben, als wir sahen, daß aus der Mississippiebene ein Meer geworden war, aus dem stellenweise kaum die Dachspitzen der Häuser hervorragten, erst da begannen wir die Zahl der Hunderttausende von Flüchtlingen zu glauben.

Unvorstellbar blieb die Katastrophe noch immer, unvorstellbar blieb vor allem die ungeheure, durch keine Menschenmacht und Menschenkunst zu bändigende Gewalt des Wassers.

Daß wir es am eigenen Leibe erfahren sollten, daß wir in unseren gemäßigten Zonen, in unserem Klima der Ausgeglichenheit, der geringen Gegensätze die Macht der entfesselten Elemente noch einmal in einem solchen Ausmaß erleben sollten, wie das schreckliche Verdrängungswort der Fluten sie uns im Sarz und im Erzgebirge zeigt, das ahnte niemand von uns. Daß harmlose, von Stein zu Stein hüpfende Bächlein, die wir künstlich mit ein paar Holzbohlen anstauen, um das angeschaute Wasser als „brausenden Wasserfall“ herniederzuecken zu lassen, daß Bächlein, die wir trockenen Fußes an jeder Stelle durchschreiten oder überspringen, auch in unseren Mittelgebirgen zu rasenden Flüssen werden können, das wissen wir

aus unserer Frühjahr- und Herbst-Hochwassernot. Aber, daß ein einzelner, kleiner Bach sich

plötzlich in einen Strom verwandelt,

daß das plätschernde Wasser plötzlich Häuserfronten fortreißt, Brückenpfeiler zertrümmert, Baumriesen entwurzelt, die Ge-



Ein Trümmerhaufen.

Durch die große Gewalt des Wassers sind große Ortschaften fast vollständig vernichtet, einzelne Häuser sogar restlos vom Erdboden verschwunden.

rüste der Eisenbahnbrücken knickt, das wird selbst angesichts der Bilder aus dem Verdrängungsgebiet, das wird selbst dem, der an den Schreckensorten der Vernichtung weilt, nur schwer verständlich.

Und doch gibt es Ziffern, die die Gewalt der Wasser eines solchen Wolkenbruchs wenigstens einigermaßen anschaulich schildern können. Man hat dieser Tage in London auf den meteorologischen Stationen einen halbstündigen Wolkenbruch gemessen und ist als Ergebnis zu der Schätzung gekommen, daß das Gewicht der niedergefallenen Wassermassen etwa 20 Millionen Tonnen beträgt. Ein paar einfache Ueberlegungen verdeutlichen

die Ungeheuerlichkeit dieser Ziffer.

Ein Eisenbahnzug mit 100 Güterwagen, d. h. von einer Länge, die unter normalen Verhältnissen auf der Bahn kaum vorkommt, würde vollgeladen mit dem gesamten Gewicht der Lokomotive und der Wagen immer höchstens erst 2000 Tonnen wiegen, 10 000 solcher Eisenbahnzüge stellen das Gewicht der niedergehenden Regenmengen eines halbstündigen Wolkenbruchs dar. 10 000 Eisenbahnzüge, aus je 100 Güterwagen bestehend, talabwärts über den Erdboden gewälzt, die Wucht des Gewichtes durch die Fallgeschwindigkeit verstärkt, veranschaulichen die Gewalt der Hochwassermassen.

Dieser Allmacht der Wassermassen steht die Ohnmacht menschlicher Kraft gegenüber, und hier bedarf es einiger ernster Worte der Kritik. Unser Zeitalter der Technik, dessen ganzer Stolz es ist, die Gewalt der Elemente bezwingen, die

Naturkräfte zu Sklaven der Menschheit gemacht zu haben, dünkt sich nur

allzu erhaben über die Macht der Natur

Wir glauben in einer Sicherheit zu leben, die höchstens einmal durch den Kurzschluß in einem Elektrizitätswerk, durch die Explosion eines Dampfs, oder einen Maschinenunfall gestört werden kann. Wir glauben bestenfalls noch an Betriebsfehler, aber daß die Elemente wagen könnten, gegen die Herrlichkeiten unserer Technik, gegen unsere Maschinen, unsere T-Träger, unseren Eisenbeton aufzubegehren, das will uns unwahrscheinlich dünken.

Nur so ist die Sorglosigkeit verständlich, die immer wieder als eine der unvermeidlichen Begleiterscheinung unserer Hochwasserkatastrophen beobachtet werden muß. Man hat wieder mit Erstaunen gehört, wie außerordentlich schlecht das Nachrichtensystem funktioniert hat. In der Zeit des Radio und des Telefons sind die vom Hochwasser bedrohten Gemeinden völlig unzulänglich über den Umfang der drohenden Gefahr benachrichtigt worden. Man hätte bei rechtzeitiger Benachrichtigung wahrscheinlich die Vernichtungsschäden nicht vermindern können, aber die Zahl von 180 Toten hätte auf ein Minimum reduziert werden können.

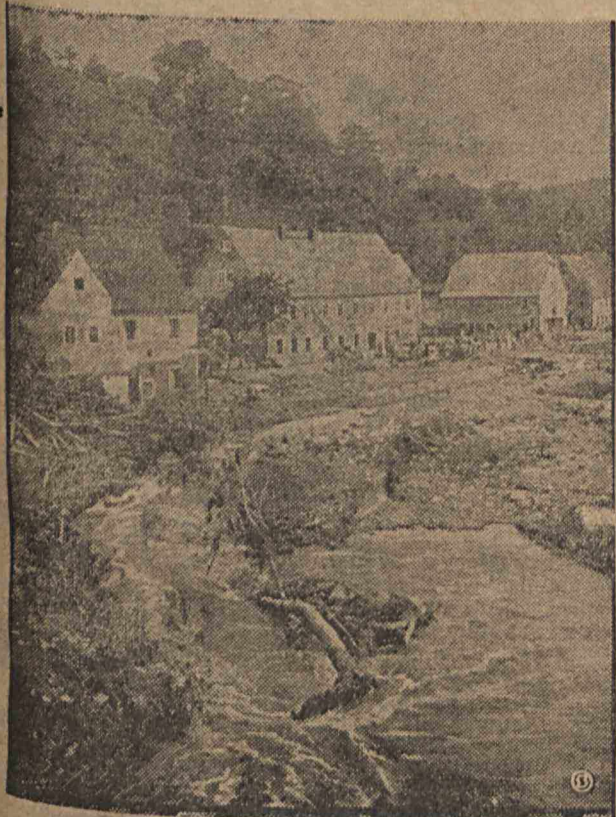
Noch unverständlicher aber ist,

daß diese von Hochwasserkatastrophen bedrohten Gebiete nicht schon längst durch Staubecken und Gefahrabstufstufen geschützt wurden. Man hat die hohen Kosten geschaut und muß nun erkennen, wie falsch diese Sparsamkeit war, denn an Stelle der 10 000 000—20 000 000 Baukosten zählt man heute einen Schaden, der nun schon auf 70 Millionen Mark geschätzt wird.

Aber es werden auch diese Opfer umsonst gebracht sein, wenn vergessen wird, daß nunmehr alle Vorsichtsmaßnahmen getroffen werden müssen, die die Wiederkehr solcher Katastrophen, soweit Menschenkraft das überhaupt vermag, verhindern.



Ein bei der Unwetterkatastrophe in Berggießhübel im Erzgebirge zerrissenes Haus.



Der Weg der Hochflutwelle.

Bei Astrachan oder Rom.

Von Hermann Schübinger.

Mit einem Putz geht's an. Jemandem revoltiert ein General. Im Ru steht das ganze Land in Brand. Die Verrückten sind die Arbeiter aus, voller Born und um die Zeiten, das Instrument der öffentlichen Meinung, ballt sich das kampfbereite Proletariat. Gewehre wachsen aus dem Dämmerlicht empor, Barrikaden zerreißen die Straßen: Die Soldaten rücken an! Eine einzelne Salve knallt über das Pflaster hinweg und ein Loter rollt sich hinter den Sandkassen der Barrikade zusammen wie ein Sack.

Und dann öffnet sich grau und ungewiß die eine Nacht, die wir alle kennen, die wir im Taumel der Nachtkriegszeit Gewehre und Maschinenpistolen tragen, die Nacht, die uns Max Barthel, der Landdirektor der Revolutionen, in seinem Buch „Der Putz“ („Der Bürgerkrieg“, Berlin 1927) beschreibt.

Die „Zeitung“ wird zur geistigen und materiellen Festung der Proleten, zum Pressbock, an dem das Interesse der Arbeit und des Kapitals zusammenstößt. Hinter den Kulissen der Rotationsmaschinen und Sechserfäße ballen sich die Kräfte: Der Unternehmer, der um die Gewehre der Soldateska wirbt, und seinen Preis bezahlt und seine Frau, die flüchtige Russin, die ihre Reize springen läßt und den Hauptmann gegen die Barrikaden heßt.

An die Fensterstößen trommelte der Regen. Der Korff und fiel kalt, weiß und hämisch in das dämmerige Braungelb, als ihn das weiße Licht berührte, und verabschiedete sich.

Auf einen schönen guten Morgen für Nina Konstantinowna Mischewskaja!

„Ich werde die Empfehlung übermitteln“, sagte Korff. Die Kompanie schwärmt aus und lebt sich schußbereit abständig die Zeitung fest. Da drinnen aber klappern und wehrt an den Ausgängen erküsten sich. Der Hauptmann verhandelt mit dem Streik-Komitee. Dranhin die zusammengepackten Gewehre der Soldaten im Wein der Laternen, dranhin ein Stöcktrupp zorniger Proleten, ein Stück Revolution in der zitternden Hand.

An dem hellen, vom elektrischen Licht flammenden Korridor der ersten Etage hatten sich einige Posten und die Hauptmann mit den Tieraugen gesammelt. Ab und zu die Rotationsmaschinen trachten dunkel. Die Streikzeitung wurde gedruckt. Neue Posten kamen, und plötzlich begann die innere Frau zu sprechen.

„Wir sitzen in einer Halle“, sagte sie. „Wir sind umstellt und verlorren, wenn wir uns nicht wehren. Die Führer sind weich und warm in ihrem Zimmer und schreiben und verhandeln. Der Hauptmann war eine halbe Stunde bei ihnen. Und sie haben gelacht. Sie haben uns an den Haupt-

mann verkauft und verraten. Wenn wir abziehen, knallen und die Soldaten wie Hunde über den Haufen. Denkt an den Toten an der Barrikade! Wir müssen kämpfen. Bis zum letzten Atemzug. Soll auch heute wieder alles umsonst sein? Das Blut. Der Streik. Die Zeitungsbefestigung? Ihr habt ja, wenn ihr nur wollt, die Macht. Kämpft und haltet durch. Oder habt ihr vielleicht Angst?“

„Angst?“ fragte der Metallarbeiter Schulz, dessen Bruder erschossen war. „Angst? Nein, was ist das? Wir haben keine Angst!“

„Dann schließt, wenn die Soldaten kommen!“ Die Freunde näherten sich der Gruppe und hatten den Schluß der wilden Rede noch gehört.

„Wer spricht vom Schießen? Wer hat Sie für diese Rede bezahlt? Wer sind Sie? Und wer hat Sie gerufen?“ herrschte einer die junge Frau an.

„Das Volk hat mich gerufen. Der Tote unten im Flux“, sagte die Frau und blühte ihn feindlich an. „Die im Zuchthaus sitzen haben mich gerufen. Mein Mann, der in der Festung sitzt. Alle.“

„Die Streikleitung hat Sie nicht gerufen. Auch der Tote nicht. Was wissen Sie vom Zuchthaus?“

Die Frau schwieg. Ihr Mund zuckte. Durch das tiefe Rot der Lippen schimmerten die weißen Zähne. Sie sah schön und gefährlich aus. In der kalten Nacht stand sie als weiches, heißes Weib vor den ersten Männern. Alle hing an ihrem Gesicht, an dem weißen Hals, an der vollen Brust. Jetzt erst sah die Nacht Sinn und Beuchkraft zu bekommen: Die Frau war da!

— Noch einmal, zum letztenmal, ließ das junge Weib die Augen wandern, zum letztenmal, schon unterliegend, lockte und warb sie. Als sie endlich bekräftigt, daß diese Nacht nur eine Nacht der Männer war, warf sie den schönen Kopf in den Nacken, lachte verächtlich auf und ließ sich dann abführen.

Moskau. Zehntausende haben schon über Moskau geschrieben. Max Barthel, der rote Dichter und der rote Reporter erlebt, lacht, weint und schreibt dabei. Was er sieht, das frist sich in die Geirne und kehrt immer wieder wie die kreisende rote Sonne im Meyerhold'schen Theater in Moskau:

Nora, die serbische Tänzerin aus dem Vorstadt-Proleten-Theater, schleppt ihn dorthin.

Die Schauspieler des Theaters waren nicht mehr die gehorjamen Nachbeter der Dichter, o nein, sie Wüten das strenge und vorgeschriebene Spiel in hundert Spielereien auf.

Sie bewegten sich in ihren Gelenken genau so wie die maschinenmäßigen Kulissen der Bühne, die eigentlich gar keine Kulissen mehr waren, sondern hohe Gerüste, Aufschubbahnen, rotierende Räder und steile Wände.

Dann rast der Schnellzug der Wolga an, nach Astrachan.

In Astrachan macht der „Rote Oktober“ die Töne fest. Astrachan ist das Tor zwischen Europa und Asien. Das Kaspiische Meer wirft dort seine Stürme und seine Schätze, die Fische, ans Land:

„Die schwarzen, grünen, blauen und rotgeputzten Fische, die nicht nur Wobla heißen, sondern auch Wesh, Sterlet, Wefuga, Wela und Stör.“

Gerrlich, wie Barthel den „großen Fischgana“ an der Wolga erlebt:

Wie Tiere lagen die Fischer an dem Zugseil, wieder berührten ihre Stirnen die Erde, aber plötzlich begannen die Männer mitten in Sturm und schwerer Arbeit mit einem Gesang. Sie sangen eines der uralten Arbeitslieder, die schon in Ägypten um den Bau der Pyramiden geisterter, sie stimmten eines von jenen schwermütigen Liedern an, die nur im tiefsten Dunkel aufkommen können und die erst dann werden, wenn der helle und samte Schrei der Dynamos zu fangen beginnt.

Wohl tropfen die Tränen der armen Leute durch das Ried, das Leid ganzer Geschlechter, aber durch die Tränen und durch das Leid hämmerte das unverzagte Herz des Volkes. Endlich hatte er die Sprache des Riedes gefunden und sang mit den Fischern:

„Und noch einmal — Und noch einmal — Und jetzt und jetzt — Und noch einmal — Zieht und zieht den Strid!“

Feierabend bei den Tataren. Im Zelt hocken sie wie die Heringe beisammen; trinken Tee, zwipfen an ihren Balalajken, tanzen und singen — bald lichte mit einem unverständlichen Gemurmel, bald überlaut wie wilde Kamelle. — Der Sultan fällt mit einem tatarischen Balalajka-Solo ein. Ein silberbärtiger Alter singt einen Heldengesang auf die tatarischen Khanen. Grischka, das „wilde“ russische Steppenkind, tanzt einen ukrainischen Tanz, daß ihm die Beine fliegen und stößt Schreie aus wie ein junges Pferd, „das ein Frühling über die Wiesen jagt“.

Plötzlich wirft „er“ ein Lied in die Tataren hinein, Max Barthel:

„Wir alle verließen das warme Haus Und werten die schleppenden Netze aus, Wir fangen den gleitenden Gegenstrom Der Fische bei Astrachan oder Rom —“

Das Tatarenzelt ist erstarrt, und die gelben, schlüßigen Kirgischengesichter tauchen in das Gesicht des proletarischen Bogabunden hinein, der heute mit ihnen Fische fängt und morgen wieder seine roten Rieder fängt — bei Astrachan oder Rom. Sie spüren, daß er morgen vielleicht wieder kehrt macht nach dem Westen und ein rasendes Buch schreibt voll Fischerlieder und Maschinengewehrgeräusche und vor den Schlupfpunkt das Gelächter der gallischen Fischer legt: „Auf, laßt uns Menschen fangen!“

Vor den Stadtratneuwahlen.

Die Industriellen gegen die Lohnforderungen der Plüschweber. Wie berichtet, haben die Arbeiterverbände an den Industriellenverband ein Schreiben gerichtet, in dem die Industriellen aufgefordert wurden, den Plüschwebern eine Lohnhöhung von 25 Proz. zu gewähren. Als Termin für die Antworterteilung wurde der 10. September festgesetzt. Gestern traf die Antwort der Industriellen ein, in der sie den Verbänden mitteilen, daß sie zu dem ihnen überfandten Schreiben keinerlei Stellung zu nehmen hätten, da das Schreiben gegen die Abmachungen vom 28. Mai dieses Jahres verstöße und besonders gegen Punkt 4 derselben Abmachung abgefaßt sei, wonach der damals abgeschlossene Vertrag bis zum 30. Juni gültig sei und nach dieser Zeit stillschweigend weiter gelten könne, wenn nicht die eine oder die andere Seite diesen Vertrag kündige. Auf dieses Schreiben hat der Vorstand des Klassenverbandes der Textilarbeiter an den Industriellenverband ein zweites Schreiben gerichtet, in dem darauf aufmerksam gemacht wird, daß der Standpunkt der Industriellen in der Frage der Plüschweber irrig sei, da diese Kategorie Weber von der Allgemeinheit ausgeschlossen wurde, und zwar habe dies die damals zusammengesetzte Schätzungskommission getan, die das Schiedsgericht gebildet habe, als der obengenannte Vertrag unterzeichnet wurde. Der Klassenverband der Textilarbeiter hält deshalb die Forderungen im Schreiben vom 6. d. M. aufrecht und stellt den Industriellen den 13. September als einen zweiten Beantwortungstermin vor. Gleichzeitig mit dem zweiten Schreiben an den Industriellenverband ging ein gleiches an den Arbeitsinspektor ab. (R)

Die Färbereien und Appreturen, die dem Verbande angehören, sind zur Zeit fast vollauf beschäftigt. Bei 23 Firmen wird 6 Tage in der Woche gearbeitet, wobei 4676 Arbeiter beschäftigt sind. Bei einer Firma, die 218 Arbeiter beschäftigt, wird 5 Tage in der Woche gearbeitet. (E)

Eröffnung des Seminars der Arbeiteruniversität. Gestern erfolgte die feierliche Eröffnung des Seminars der Arbeiteruniversität, an der die Vertreter der Arbeiterverbände und der städtischen Behörden teilnahmen. (i)

Erholungstag an den Gymnasien. Das Schulbezirkskuratorium hat eine Neuerung in den Gang der Unterrichtstage eingeführt. An einem Tage der Woche sollen nur 3 Unterrichtsstunden stattfinden. Nach der 3. Unterrichtsstunde des betreffenden Tages soll den Schülern Erholung in Gestalt von Spielen, Turnbeschäftigung, Ausflügen u. dgl. geboten werden. Diese Verordnung des Schulbezirkskuratoriums tritt mit Anfang des laufenden Schuljahres in Kraft.

Wettbewerb der Feuerwehren des Lodzer Kreises. Unter dem Vorsitz des Starosten Rzewski als Leiter des Semjiks fand eine Sitzung des Bezirksverbandes der Feuerwehren statt. Besprochen wurde die Angelegenheit der angekündigten Wettbewerbtagung der Wehren des ganzen Lodzer Kreises, die am 18. i. M. auf dem Terrain des 5. Zuges in der Emilianstraße stattfinden soll. Der Semjik bestätigte folgende Bedingungen: 1. Preis 250 Zloty, 2. — 200 Zloty, 3. — 150 Zloty. Auch die Allgemeine Gegenseitige Versicherungs-Gesellschaft steht Prämien vor. An der Tagung werden wohl über 50 Mannschaften aus der Provinz teilnehmen, deren Personenzahl sich ungefähr auf 1000 beläuft. 17 Jüge werden an den Übungen teilnehmen. Die Tagung wird unzweifelhaft zur Hebung des Feuerwehrens beitragen. Das Programm derselben wird in Kürze bekanntgegeben.

Lodz ohne Brot. Die christlichen und jüdischen Bäcker in Lodz haben bekanntlich an den Magistrat die Forderung gestellt, ihnen zu gestatten, den Brotpreis zu erhöhen. Der Termin zur Erteilung einer Antwort wurde bis gestern mittag festgesetzt. Da der Magistrat der Forderung der Bäcker bis zum angeetzten Termin nicht stattgegeben hatte, haben die christlichen und jüdischen Bäcker in einer gemeinsamen Sitzung gestern abend beschlossen, den Ausbut des Brotes ab heute früh aufzuhalten. (R)

Ein rabiater Kaufmann. Im Geschäft für Herrenartikel von Henryk Pfeiffer, Petrikauer 111, kam es zu einem großen Skandal, als ein Käufer die Ware zurückbrachte und Klage darüber führte, daß sie schlecht und viel zu teuer sei. Herr Pfeiffer spielte den Erzürnten und beleidigte den Käufer, einen Ingenieur C. Dieser blieb die Antwort nicht schuldig. In seiner Wut ergiff Herr Pfeiffer einen Stuhl und hieb damit auf den Ingenieur ein. Der Ingenieur zeigte Herrn Pfeiffer bei der Staatsanwaltschaft wegen Wucher an, die sich der Sache bereits angenommen hat. Eine zweite Klage richtete der Ingenieur an das Gericht, u. zw. wegen tätlicher Beleidigung. (u) — Ueber Herrn Pfeiffer gehen die sonderbarsten Gerüchte in der Stadt um. Uns ist ein Fall bekannt, wo Herr Pfeiffer einem Wiener Kaufmann, der nach Lodz gekommen war, um von Herrn Pfeiffer eine Schuld einzutreiben, die Polizei auf den Hals hegte. Erst dank der Intervention eines Abgeordneten der D. S. U. P. sah die Polizei von Maßnahmen gegen den Wiener Kaufmann ab und gestattete ihm wieder die Ausreise. Der Kaufmann war froh, Lodz verlassen zu können, ohne die Schuld eingetrieben bzw. die Waren zurückhalten zu haben.

Ein Kind erwürgt und im Walde verjährt. Im Walde von Bilew, Gemeinde Pruszków, Kreis Lodz, bemerkte der Förster Josef Slezjarek, der mit seinem Hund einen Streifgang machte, daß der Hund an einer Stelle, die noch frische Spuren aufwies,

Die Frauen stimmen nicht besonders.

Bekanntlich hat die statistische Abteilung den Vorschlag gemacht, in den Stimmenbezirken zwei Urnen aufzustellen, um Frauen und Männer besonders abstimmen zu lassen. Das Hauptwahlkomitee hat sich zu diesem Vorschlag negativ ausgesprochen. Es befürchtet aus diesem Grunde Komplikationen und eventuell Einsprüche gegen die Rechtsgültigkeit der Wahlen, da das Dekret keine zweifachen Abstimmungen vorsteht. (h)

Die Wahllisten. Heute wird das erste Exemplar der Wahllisten fertiggestellt, worauf sie von den Abteilungsleitern geprüft und eventuell korrigiert werden. Morgen wird mit der Anfertigung der Kopien der Wahllisten begonnen. (h)

Eine amtliche Bekanntmachung wird heute an den Mauern der Stadt ausgeklebt werden. Das Hauptwahlkomitee wird den Plan der Wahllokale bekannt geben. Außerdem wird ein farbiges Plakat veröffentlicht, in dem die Einwohnerschaft aufgefordert werden wird, vollzählig an den Wahlen teilzunehmen. (h)

Die Zusammensetzung der Wahlkommissionen. Gestern hat das Wahlreferat die Liste der Mitglieder der Wahlkommissionen nachgeprüft, um festzustellen, ob nicht ein und dieselbe Person für zwei oder mehr Bezirke vorgemerkt ist. Am 15. September findet eine Versammlung aller Mitglieder der Wahlkom-

missionen statt, die hierbei ihre Ernennungen, Instruktionen sowie das Arbeitsmaterial erhalten werden. Am 16. September nehmen die Kommissionen ihre Tätigkeit bei der Auslegung der Listen auf. (h)

Der Bürobeamte an seinen Freund. Zur Wahlvereinigung der sog. Unparteilichen. Die hiesige bürgerlich-deutsche Partei. Hat wieder was neues erfunden. Es ist das reinste Kolumbusei, Was sie zusammengespinnen. Es geht um die Sitze im Stadtparlament, Die gern sie möchten befehen, Drum alles was schlief, jetzt kopflos rennt, Und sucht gegen uns zu hehen. Eine „Wahlvereinigung“ wurde erfunden, Deutsch-unparteilich wird sie genannt, Und an der Spitze stehen drei Kunden, Die schon zur Genüge wurden erkannt. Das Deutschtum, die Deutschen, woll'n sie beglücken, Doch nur, wenn Mandate zu haben sind, Dann schlagen sie Lüne an, zum entzücken, (Auf diesen Leim geht nicht mal ein Kind.) Nachdem sie geschlafen die ganzen Jahre, Wollen sie plötzlich die Ketter sein, Preisen sich an wie alte Ware, Doch ist das alles nur Trug und Schein. Wär's nicht so traurig, es wäre zum lachen, Wie sie sich bemühen die Guten zu machen, Denn einzig allein, um ihr Schäfchen zu scheeren, Die bürgerlich-deutschen Mandate begehren. Ein Büroarbeiter.

stehen blieb und mit den Pfoten die Erde aufzuwühlen begann. Nicht wenig erstaunte der Förster, als plötzlich die Beinchen eines Kindes zum Vorschein kamen. Er ließ den Hund nun nicht länger graben, sondern pffiff ihn ab und begab sich sofort zur Polizei, wo er den Vorfall meldete. Die Polizei nahm sofort den Polizeihund Wisla mit sich und dieser ergriff, als er der Leiche ansichtig wurde, sofort die richtige Spur und brachte die Beamten nach dem nächsten Dorfe Dupy Fabryczne. Hier angelangt, eilte der Hund durch das ganze Dorf, und blieb plötzlich vor einem Hause stehen. Als das Dienstmädchen die Tür öffnete, sprang sie der Hund so heftig an, daß sie in Ohnmacht fiel. Als sich die Herrin des Hauses, eine gewisse Genoveva Seidel, im Treppentur zeigte, sprang der Hund auch auf diese los und biß sie. Die Polizei hatte somit schon einen Fingerzeig erhalten, wo die Mörder des aufgefundenen Kindes zu suchen seien. Bei der vollständigen Ausgrabung der Kindesleiche, fand man am Halse desselben Spuren, daß das Kind erwürgt worden sei. Im Walde, der etwas feuchten Boden aufweist, konnte man bei genauerer Untersuchung auch die Fußspuren finden. Zwei Frauen mußten hier vor kurzer Zeit geschritten sein. Die Spuren ergaben, daß man es in Wirklichkeit mit den beiden vom Hunde „Wisla“ angebellten Frauen zu tun habe. Beide Frauen wurden verhaftet und in das Untersuchungsgefängnis gebracht, wo sie angaben, das Kind, das der Seidel gehörte, am Vorabend erwürgt und nach dem Walde gebracht zu haben, um es dort an einer geeigneten Stelle zu vergraben. Durch irgendeine Störung sahen sie sich jedoch veranlaßt, dies so schnell wie möglich zu tun, da sie befürchteten, vorzeitig entdeckt zu werden. (R)

Durch eigene Unvorsichtigkeit verunglückt. In der Annastraße 19 reinigte eine gewisse Sobczak Bildlederhandschuhe mit Benzin. Als sie die Arbeit fast vollendet hatte, ging sie mit der Flasche zum Ofen und wollte die gereinigten Handschuhe dort aufhängen, wo jedoch die Handschuhe Feuer fingen. Im Augenblick stand das Mädchen in Flammen. Beide Hände, die stark mit Benzin befüllt waren, brannten. Die in der Wohnung anwesenden Eltern wußten sich nicht anders zu helfen, als daß sie Wasser auf die Unglückliche gossen, wodurch sie das Feuer nur noch mehr entzählten. Der herbeigerufene Rettungswagen erschien erst nach einer reichlichen Stunde und nahm die Unglückliche mit sich. (R)

Ein neues Opfer elterlicher Unvorsichtigkeit. In der Alexandrowskastraße 16 stürzte die zweijährige Genoveva Kaschube aus einem Fenster der im zweiten Stockwerk gelegenen Wohnung auf den Hof hinab und zog sich schwere Verletzungen zu. Ein herbeigerufener Wagen der Rettungsbereitschaft brachte das Kind nach dem Anne-Marienspital, wo es in bedenklichem Zustande darniederliegt. (R)

Der heutige Nachtdienst in den Apotheken: M. Lipiec, Petrikauer 193, E. Müller, Petrikauer 46, W. Groszkowski, Konstantynowska 15, A. Gärner, Cegielniana 64, S. Nowiarowski, Alexandrowska 37, S. Jankiewicz, Stary Rynek 9. (R)

Zur Bestätigung der Gemeindewahlen in Chojny. Wie bereits kurz berichtet, hat auch die Wojewodschaft den Protest der P. P. S. und D. S. U. P. gegen die Gemeindewahlen in Chojny abgelehnt und die Wahlen somit endgültig bestätigt. Die Antwort der Wojewodschaft auf den Protest der genannten Organisationen muß aber als vollständig ungenügend angesehen werden. Zunächst der erste Beschwerdepunkt, daß

missionen statt, die hierbei ihre Ernennungen, Instruktionen sowie das Arbeitsmaterial erhalten werden. Am 16. September nehmen die Kommissionen ihre Tätigkeit bei der Auslegung der Listen auf. (h)

Die Kommunisten. Nach dem Versuch der Bildung eines sozialistischen Wahlblocks trafen die Opposition der Berufsverbände, die Unabhängigen Sozialisten und die P. P. S.-Linke ein Abkommen, eine gemeinsame Wahlaktion zu unternehmen. Es wurde sogar schon eine Kandidatenliste angefertigt. Gegenwärtig haben die Kommunisten das Abkommen jedoch annulliert, so daß die Unabhängigen und die P. P. S.-Linke wahrscheinlich gesondert gehen werden. Die proletarische Zersplitterung soll also noch größer werden. Richtig allein ist der Standpunkt der D. S. U. P., die die Arbeiterchaft aufgefordert, für die großen sozialistischen Parteien zu stimmen, damit der Protest gegen jede Unterdrückung stark und nachhaltig sein wird. (h)

Die polnischen Handelsangestellten, Petrikauer Straße 108, haben, wie nicht anders zu erwarten war, mit der K. P. R.-Linken eine Wahlkombination getroffen. (h)

Die Wahlaktion der D. S. U. P. Heute findet eine Mitgliederversammlung der D. S. U. P. statt, auf der die Kandidatenliste endgültig aufgestellt werden soll. Im Zusammenhang mit der Auslegung der Wahllisten, veranstaltet die Partei in der kommenden Woche eine öffentliche Wahlversammlung.

Am Scheinwerfer.

Der Bürobeamte an seinen Freund. Zur Wahlvereinigung der sog. Unparteilichen. Die hiesige bürgerlich-deutsche Partei. Hat wieder was neues erfunden. Es ist das reinste Kolumbusei, Was sie zusammengespinnen. Es geht um die Sitze im Stadtparlament, Die gern sie möchten befehen, Drum alles was schlief, jetzt kopflos rennt, Und sucht gegen uns zu hehen. Eine „Wahlvereinigung“ wurde erfunden, Deutsch-unparteilich wird sie genannt, Und an der Spitze stehen drei Kunden, Die schon zur Genüge wurden erkannt. Das Deutschtum, die Deutschen, woll'n sie beglücken, Doch nur, wenn Mandate zu haben sind, Dann schlagen sie Lüne an, zum entzücken, (Auf diesen Leim geht nicht mal ein Kind.) Nachdem sie geschlafen die ganzen Jahre, Wollen sie plötzlich die Ketter sein, Preisen sich an wie alte Ware, Doch ist das alles nur Trug und Schein. Wär's nicht so traurig, es wäre zum lachen, Wie sie sich bemühen die Guten zu machen, Denn einzig allein, um ihr Schäfchen zu scheeren, Die bürgerlich-deutschen Mandate begehren. Ein Büroarbeiter.

Der Pfaffenlegen darf nicht fehlen. Als nach den Wahlen in der Gemeinde Chojny die deutsche und polnische Arbeiterchaft gegen die unrechtmäßig durchgeführten Wahlen Protest eingelegt hatte, sind sie gelaufen, die Speichellecker vom gegnerischen Lager, nach den Behörden, die in der Frage des Protestes zu entscheiden hatten, um diese zu ihren Gunsten zu beeinflussen. Und es fruchtete. Das Duzend Nationalisten wurden als Gemeinderäte bestätigt, trotzdem sie bei den Wahlen in der Minderheit geblieben sind. Und wer ein schlechtes Gewissen hat, der geht nach der Kirche, um zu beichten. So tat es auch dieses Duzend nationalisticcher Gemeinderäte. Am Freitag früh um 5 Uhr, ehe der Hahn zum dritten mal gekrätzt hatte, gingen sie alle nach der Chojner Kirche. Sie dankten für den guten Ausgang ihrer dunklen Arbeit und ließen vom Pfaffen ihre neu zu beginnende Arbeit segnen. Manah einer von diesem Duzend mag wohl auch die an den Wänden dieser Kirche, gemalten Bilder betrachtet haben. Ob sein Bild auch auf die dort aufgezeichnete Hölle gefallen sein mag? Wehe, Bürschlein, wenn du da hineinkommst! Erst, nachdem der Pfaffe seinen Zimt dazugegeben hatte, trat das gesegnete Duzend am Abend zur ersten Gemeinderatsitzung zusammen.

die Bekanntmachung vor der Gemeindefanzlei nicht in dem gesetzmäßig festgesetzten Termin ausgehängt wurde. Während die erste Instanz, die Staroste, diesen Vorwurf unter Berufung auf zwei Kandidaten von der gegnerischen Liste zurückwies, hat die Wojewodschaft diese zwei Leute fallen gelassen und sich auf die amtliche Bestätigung des Wöjt, daß die Bekanntmachung rechtzeitig ausgehängt wurde, berufen. Daß der Wöjt, als der verantwortliche Mann in der Gemeinde, auszusagen wird, daß während seiner Tätigkeit alles vorchriftsmäßig erledigt wurde, ist doch selbstverständlich. Wenn gegen jemand eine Anklage erhoben wird, kann man doch den Angeklagten nicht als Zeugen aufrufen! Hunderte von

